gann.
1934 ff (1 Meissner

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

26114.

<36634501490016

<36634501490016

Bayer. Staatsbibliothek

E

Novellen

von

Alfred Meißner.

Stadtbibliothek Bibliothek.

Erster Band.

Leipzig,
Friedr. Wilh. Grunow.
1865.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

		Seite
I.	Der Spieltisch Peter des Großen	1
II.	Die Schifffahrt des Schneidermeisters Klaus . .	63
III.	Ein Abend im Irrenhause	99
IV.	Der Müller vom Höft	141

Der Spieltisch Peter des Großen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Kein Badegast Karlsbads war dadurch geweckt worden, daß es Nachts in der Werkstätte des Tischlermeisters Michael Koser gebrannt hatte. Einige Hölzer zum Fournieren, welche trocknen sollten, hatten zu glühen angefangen und die Gluth einem Haufen Späne mitgetheilt. So war das Feuer entstanden. Der Rauch, der durch einen Riß in der Decke in das Zimmer des Tischlers, das unmittelbar über seiner Werkstätte gelegen war, empordrang, hatte diesen frühzeitig genug aus seinem ohnehin leichten Schlafe geweckt, und mit Hülfe der Hausgenossen war der Brand gelöscht worden, ehe er noch um sich zu greifen vermocht. Es war dabei außer jenen Hölzern nichts verbrannt, als ein kleines dreieckiges Tischchen. Am Abend desselben Tages aber war Michael

Koser auf dem Dachboden seines Hauses todt gefunden worden. Er hatte sich mehrere Stiche in den Hals gegeben. Nun erst machte der Vorfall Aufsehen, und man sprach allgemein, der Verlust jenes kleinen Tischchens habe den Unglücklichen zu dieser That getrieben. Allein nur Wenige wußten, was es damit für eine nähere Bewandtniß habe. In der That aber knüpfte sich für den Mann an diesen Tisch eine Reihe der verhängnißvollsten Handlungen, die es Jedem, der ihn gekannt, klar sein lassen mußten, daß er dessen Verlust nicht zu überleben vermocht.

Zehn Jahre beiläufig waren es, da stand Michael Koser bei dem reichen Tischlermeister Löhner noch als Gesell. Michael war, was man sagt, ein hübscher Mensch; hoch, schlank, gut gewachsen, ein Dreißiger. Sein Gesicht, etwas bleich und hager, hatte einen scharfen, beinahe interessanten Ausdruck; sein schwarzes Haar, nach der damaligen Art hinten kurz geschnitten, hing an beiden Schläfen in zwei einwärts gedrehten Locken herab. Die dunklen Augen verliehen seiner Physiognomie etwas, was fesseln, wenn auch keine Neigung erwecken konnte. Und das mit Recht.

Der Gesell war hartherzig, jäh, verbissen, von der Leidenschaft der Gewinnsucht ausgehöhlt. Er hatte keine Freunde, suchte keine Erholung, haßte Jeden, der über ihm stand und befehlen konnte, vornehmlich aber seinen Meister, wenn auch nur darum, weil er sein Herr war, dabei glücklich, mit Haus, Familie und Gütern gesegnet, während er selbst arm, unfrei, noch dazu mit einem Kinde belastet da stand, das ihm außerehelich zu Theil geworden und das er nach dem Tode der Mutter bei einer Wittwe in die Pflege hatte geben müssen. Löhner, bei aller Gemüthlichkeit ein heller Kopf, durchsah den Koser. Allein er behielt ihn, weil er ein intelligenter, trefflicher Arbeiter war.

Eines Nachmittags arbeitete Koser eben in Gemeinschaft mit einem Kameraden, Namens Keil, als der alte Hofrath Krusius, ein langjähriger Besucher des Bades, der mit Löhner sich gern unterhielt, nachdem er Mancherlei in der Werkstätte besichtigt, mit großer Aufmerksamkeit vor einem kleinen Tischchen stehen blieb.

„Ist das Tischchen dort," fragte er, „nicht von der Wittwe zu „den drei Helmen", der Möhrig?"

„Wohl!“ erwiederte Löhner gleichgiltig.

„Wie hoch schätzen Sie es?“ fragte der Hofrath weiter.

„Wie hoch? So viel als Brennholz daran ist,“ antwortete der Tischlermeister mit geringschätzigem Lächeln. „Ein altes, wurmstichiges, leckes Tischchen aus gebräuntem Eichenholz, ein Spieltisch, übrigens von absonderlicher Construction! An den drei Seiten Vertiefungen für Spielmarken, und in den drei Winkeln Treff-Aß, Pick-Aß und Carreau-Sieben ausgeschnitzt und farbig eingelegt. Die drei Beine bilden, wie man es nennt, ein Paternoster. Das eine davon ist übrigens in der Mitte gebrochen. Es mag zwanzig Kreuzer werth sein und die Reparatur wird wohl halb so viel kosten!“

„So! Zwanzig Kreuzer?“ erwiederte der alte Hofrath sinnend. „So viel ungefähr rieth ich, als der selige Möhrig mir es zeigte. Ich wohnte damals in den „drei Helmen“. Der aber lachte mir in's Gesicht und sagte: Zwanzig Gulden könnten Sie mir herlegen. den Tisch bekommen Sie nicht!“

„Er war wohl ein rechter Narr, der alte Möhrig!“ meinte Löhner lachend.

„Und nicht für vierzig Gulden sei er ihm feil, meinte Möhrig," erzählte der Hofrath weiter; „denn — wissen Sie auch, von wem dieser Tisch herrührt? So was gibt es in der ganzen Welt nicht mehr! Es ist der Tisch, den Peter der Große eigenhändig gezimmert hat, als er im Jahre 1711 einen Theil des Winters in Karlsbad zubrachte."

Koser und Keil hielten in ihrer Arbeit einen Augenblick inne und betrachteten den Tisch mit Aufmerksamkeit. Koser besonders, der Einiges gelesen hatte, fixirte ihn mit Interesse. Auch Löhner war einen Augenblick ernsthaft geworden. Bald aber sagte er: „Lirum, larum! das ist so eine Geschichte vom alten Möhrig! Das Möbel mag aus dem Hause auf der alten Wiese stammen, in welchem Peter der Große gewohnt hat. Er mag einmal daran gespielt haben. Allein, daß er selbst es verfertigt — das glaub' ich nimmer! Für die Arbeit eines Kaisers, so schlecht das Ding auch sonst gemacht ist, ist es doch noch immer viel zu geschickt hingestellt!"

„Ihr zeigt dadurch nur, lieber Löhner," erwiederte Krusius, „daß Ihr kein Geschichtskenner

seid. Peter der Große war in jedem Handwerke wohl erfahren. In Saardam war er Schiffsbauer. Warum sollte er nicht auch einen Tisch haben machen können? War er ja auch Drechsler, und eine elfenbeinerne Dose, die er hier gedreht, ist noch im Prager Museum. Er war zwei Jahre nach einander hier, blieb mehrere Monate, und Karlsbad war damals ein trauriger und öder Ort. Er liebte das Spiel, und konnte vielleicht einen Tisch, wie er ihn wünschte, nicht finden. Warum sollte er nicht versucht haben, sich selbst einen zu fabriziren? Der Möhrig hat den Tisch in dem Hause, in welchem der Czar wohnte, vorgefunden. Wer beweist, daß er ihn nicht gemacht? Und da ist es nun immerhin möglich, daß ein Russe, wenn man die Sache ihm recht darstellte, oder auch irgend ein Raritäten-Sammler zehn, ja zwanzig Dukaten für das Ding zahlen würde. Ich habe das auch schon der Wittwe Möhrig gesagt. Aber das Weibervolk! Mein Gott! Die Möhrig lachte mich aus. Sie sagte, sie hänge nur an dem Tischchen, weil ihr seliger Mann es so sehr in Ansehen gehalten. Und weiter sei es eben nur ein altes Rumpelkammerstück."

„So? Aber ihn selbst hat sie schlecht in Ansehen gehalten, die Hexe!“ lachte Löhner. „Gehalten hat sie es übrigens mit Vielen, und sagt vielleicht wohl heute nicht nein, wenn Einer käme! Herr Hofrath, lassen Sie sich mit solchen Weibern nicht zu viel in's Plaudern ein!“

Die Beiden gingen lächelnd in die anstoßende Stube.

Am Abend desselben Tages sagte Koser zu seinem Meister: „Ich habe das Tischchen reparirt. Wenn es Euch recht ist, will ich es hintragen zur Möhrig!“

„Sie schickt schon selber darnach!“ meinte Löhner.

„Ich gehe ohnehin zum Schlosser,“ entgegnete Koser, „da komme ich vorbei!“

„Nun, wenn Du willst, in Gottes Namen!“ meinte Löhner. Und die Platte des Tisches mit dem Tuche abstaubend, sagte er schmunzelnd: „Also dies Möbel hat ein Kaiser gemacht? Wer glaubt, wird selig!“

„Was soll ich für die Reparatur fordern?“ fragte Koser mit unsicherem Blicke, welcher eine tiefe Erregung verbergen sollte.

„Ei was!“ meinte der Meister, „mag sie zehn Kreuzer zahlen!“

II.

„Können Sie mir wohl etwas über die Anwesenheit Peter des Großen in unserem Orte sagen?“ fragte Koser einige Wochen später den Stadtschreiber Jedliczka, den er Abends, mit einem Bund Acten unter dem Arm, in seine Wohnung zurückkehrend traf.

Jedliczka, ein Individuum, wie der leibhafte Hunger und Neid in einer Person vereinigt, war eine Art Gespenst in schwarzem Frack, Nankingbeinkleidern und hohen Vatermördern. Er war unheimlich durch seine hagere Figur, seine dunkeln, lauernden Augen mit dem unsteten Blick und seine feuchten Hände, deren Nägel er fortwährend kaute. Um seinen verzogenen Mund lag Haß, Erbitterung gegen die Welt, Neid gegen Alle, die es besser hatten, als er. Er war Stadtschreiber und Zunftactuar und fristete nebenbei durch Winkelschreiberei sein Leben und das einer zahlreichen Familie.

„Ihr seid in allen Sachen, die unsere Stadt angehen, trefflich erfahren, Herr Jedliczka," fuhr Koser zu dem Manne fort, der, als er angeredet worden stehen geblieben war, ohne den Hut zu rücken, oder sich im Benagen seiner Nägel unterbrechen zu lassen. „Vielleicht wißt Ihr etwas über den hohen Besuch aus Eueren Büchern und Schriften. Ich möchte gern Genaueres darüber erfahren."

„Peter der Große? Wann Peter der Große hier war?" begann Jedliczka, nicht ohne vorsichtiges Zurückhalten. „Peter der Große, glaube ich, war zweimal hier — Anno 1711 und Anno 1712. Er gebrauchte die Cur wegen —"

„Was hat er an Belustigung und Beschäftigung hier getrieben?" fragte Koser weiter.

„An Belustigungen? Er hat z. B. — wenn man das eine Belustigung nennen will — das Schützenfest mitgemacht und den ersten Schuß nach einer Scheibe gethan, die noch immer im Schützenhause unten zu sehen ist. Wie er da, so wie große Herren beim Scheibenschießen gewöhnlich, mitten in's Schwarze hinein trifft, springt der Mann, der die Kreise angibt, hervor, schwenkt

dreimal den Hut, jauchzt dabei hell auf und schlägt einen Purzelbaum. Der Kaiser aber, der glaubt, er habe schlecht geschossen und der Mann mache sich über ihn lustig, reißt dem ersten Besten, der neben ihm steht, die geladene Büchse aus der Hand, legt an, und hätte unfehlbar den armen Teufel niedergeknallt, wenn ihm nicht Leute in den Arm gefallen wären. Wär' übrigens auch nur ein armer Teufel weniger gewesen!"

„Ei, ei! Das muß ja ein verteufelt jähzorniger Herr gewesen sein!" rief Koser, indessen Jedliczka gieriger als je, an seinen Nägeln kaute, um das durch seine Rede Versäumte wieder nachzuholen. „Weiß man nicht, ob er dabei ein Freund von Spiel und Trunk gewesen?"

„So ein Mann kann alle Passionen haben," erwiederte Jedliczka. „Er kann's bezahlen. Ja, er war ein Freund vom Trunk. Er trank furchtbar, entsetzlich, über die Maßen. Und was das Spiel anbelangt, ganze Nächte konnte er sitzen und die Karten nicht aus der Hand legen!"

„Ist's wahr," sagte Koser, dem Punkte seines Interesses allmählig näher rückend, „daß er selbst sich einen Spieltisch verfertigt?"

„Der verstorbene Möhrig hat's behauptet und wollte den Tisch in Besitz haben," erwiederte der Stadtschreiber. „Ich habe das Ding gesehen. Es sind drei Kartenzeichen darauf: Pick-Aß, Treff-Aß und Carreau-Sieben. Der Möhrig sagte, das müsse ein russisches Spiel sein. Nun, er wußte es nicht besser. Es ist einfach ein L'Hombre-Tisch, und die drei Karten sind, wie man's nennt, die Matadore in dem Spiele."

„So, so?" fragte Koser sinnend. „Ihr glaubt also nicht, daß der Tisch vom Kaiser selbst verfertigt worden ist?"

„Man kann es glauben, man kann es nicht glauben," antwortete Jedliczka. „Beweisen läßt sich das Eine so wenig als das Andere. Ich glaube indessen, wo mir Recht ist, gehört zu haben, daß der Kaiser von der hiesigen Schreinerzunft das Meisterrecht erhalten. Wird dem Manne jedenfalls eine große Ehre gewesen sein! Vielleicht findet sich in den Büchern etwas darüber. Man könnte nachschlagen ...."

„Thun Sie das, lieber Herr Jedliczka," meinte Koser. „Sie würden mich recht verbinden und ich würde dafür erkenntlich sein. Die Wittwe Möhrig...."

Jedliczka's Lippen verzogen sich zu einem ganz eigenthümlichen Lächeln: „Ich habe schon gehört," sagte er, „daß Sie öfters zu ihr kommen. Nun, Jedem nach seinem Herzen! Was den Czar Peter anbelangt, will ich sehen, was sich über seine Anwesenheit erfahren läßt, besonders was den Tisch betrifft. Freilich, die Sache ist lange her. Vielleicht aber ist dennoch etwas in den Archiven."

Der Stadtschreiber verabschiedete den Tischlergesellen mit einem leisen Kopfnicken, und schlich, die Acten unter dem Arm, langsam und schwermüthig seines Weges weiter.

Jedliczka's Lächeln bei der Nennung der Wittwe Möhrig war nicht ohne Grund gewesen. Sollte man glauben, daß der Tisch für Koser der Anknüpfungspunkt eines Liebesverhältnisses mit der fast vierzigjährigen, unschönen und kränklichen Frau geworden? Und es war dennoch so. Zehn, zwanzig Ducaten! Der magische Klang dieser Worte des alten Hofrath Crusius hatte einen unermeßlichen Eindruck auf das von Habgier gepeinigte Gemüth des Gesellen ausgeübt. Er hatte beschlossen, der Wittwe zu schmeicheln, ihr den Hof zu machen und eine Zeitlang ihren Geliebten

zu spielen, um sich den Spieltisch eines Tages von ihr schenken zu lassen. So saß er nun, nebenbei das Geld ersparend, das er sonst im Wirthshause ausgegeben hätte, fast alle Abende bei der leidenden, für männliche Gesellschaft aber noch immer nicht erkalteten Wittwe. Noch vermied er, sie um das Tischchen anzusprechen, einmal, weil er der ohnehin geizigen Frau keinen allzu großen Begriff vom Werthe ihres Möbels beibringen mochte, dann weil jetzt, im Herbst, wo die Käufer fehlten, ohnehin damit nichts zu machen gewesen wäre. Koser war klug und ging vorsichtig und ruhig zu Werke. Ihm war es nicht um heute und morgen zu thun; er dachte in die Ferne.

Der große grüne Kachelofen, weit in's Zimmer vorstehend, strahlte eine einschläfernde Wärme aus. Ueber den runden Tisch von Eichenholz war das Linnen zum Nachtessen gebreitet. Der alte graue Hauskater machte auf der Ofenbank seinen hohen Buckel. Der Käfig mit dem Canarienvogel war hereingenommen und mit einem Tuche bedeckt, und der Laden geschlossen. Die Wittwe strickte und schwatzte noch immer, sorglos und

leichtgläubig wie ein Weib, Kurz- und Langweiliges durch einander. Im hohen braunledernen Stuhle des seligen Möhrig aber saß der Intriguant, betrachtete mit funkelnden Augen das kleine Möbel, daran seine Hoffnungen hingen, und träumte von Documenten für dessen Echtheit und von vornehmen Russen, die sich mit Kaufpreissummen überboten.

III.

Eines Abends im Winter saß Koser in gewohnter Weise in der Stube der Wittwe am Ofen. Die Möhrig am Fenster sitzend, besserte irgend ein altes Wäschstück aus. Die Unterhaltung gerieth heute fortwährend in's Stocken, denn die sonst so geschwätzige Frau litt seit einiger Zeit an einem bösen Husten. Koser saß stumm da, und seine Augen konnten ohne Störung auf dem verhängnißvollen Spieltischchen ruhen. Nach mehrmaligem Anlauf sagte er endlich: „Ich muß Dir doch sagen — mir gehen so viel Dinge im Kopfe herum, daß ich oft das Wichtigste vergesse

— der Meister schickt mich morgen nach Altsattel und in die Umgegend. Ich soll Holz für ihn einkaufen."

„Und wie lange bleibst Du aus?" fragte die Wittwe beunruhigt.

„Wie Du gleich erschrickst!" bemerkte Koser. „Diesmal wird es schneller abgethan sein, als das letzte Mal im Herbst. In sieben oder acht Tagen bin ich wieder zurück."

„In acht Tagen?" wiederholte die Möhrig, scheinbar gelassen, griff nach dem Taschentuch und trocknete ihre Augen.

„Ich glaube gar, Du weinst?" fragte Koser, den Kopf ein wenig vorbiegend, um deutlicher zu sehen. „Du weinst wirklich, Kind!" fuhr er fort. „Acht Tage sind doch nicht acht Jahre!"

„Für mich wohl!" gab die Wittwe in betrübtem Tone zur Antwort. „Für mich ist das sehr lange."

„Bist doch ein gar zu verliebtes Kätzchen!" erwiederte Koser mit erkünsteltem Humor.

Die Möhrig sah ihn bei diesen Worten durchdringend an und sagte: „Merkst Du denn gar nichts? Merkst Du nicht, wie ich huste und seit

einiger Zeit so ganz eingehe? Wär ich gesund, was wären mir acht Tage, wenn ich weiß, daß Du mir treu bleibst? Aber ich bin krank, kränker, als ich es je gesagt habe!“

„Ach geh'!“ sagte Koser. „Du übertreibst das. In dieser Jahreszeit hustet alle Welt.“

„Nun, Gott mag es bessern!“ erwiederte die Wittwe, trocknete die Augen und fuhr mit ihrer Arbeit fort.

Eine Pause entstand, während welcher Koser folgende Selbstbetrachtungen anstellte:

„Krank ist sie, und kränker, als sie's sagt. Mein Gott, ich komme fast täglich her und merke es nicht! Sie ist wirklich sehr mager geworden. Sie geht gebückt wie ein altes Weib und hustet gräulich. Wenn sie stürbe! Donnerwetter! Gar ohne Testament! Das wäre doch gar zu schrecklich, wenn ich von meinen Besuchen gar nichts hätte, als das elende Nachtessen! Das Verhältniß, im Grunde genommen, widert mich an. Sie ist eine Person in den Vierzigen, und ich — ich könnte noch die jüngsten Mädchen haben. Nun, acht Tage lebt sie doch jedenfalls noch. Sobald ich wiederkehre, will ich gleich auf

eine geschickte Art von dem Spieltischchen anfangen. Ich kann sagen, sie soll es mir schenken, weil es unsere Bekanntschaft eingeleitet, oder — weil es so lange schon ihr Nachttischchen ist. Es ist hohe Zeit, daß ich es zu mir nehme. Sie ist wirklich sehr leidend."

Hierauf verabschiedete er sich von der Wittwe, nicht, ohne die herzlichsten Tröstungen an sie zu richten. —

Acht Tage waren um. Koser hatte seine Einkäufe gemacht und sich einen, wie er glaubte, recht gescheidten Plan ersonnen, wie er das Tischchen ganz gewiß geschenkt bekommen wollte. Gleich am ersten Abend gedachte er ihn in Ausführung zu bringen. Der Gedanke schien ihm so unfehlbar wirksam und praktisch, daß er, von einer Munterkeit beseelt, nach Hause kam, die man gar nicht an ihm gewohnt war.

Mit Recht sagte zwei Stunden nach Koser's Ankunft der Geselle Keil, während Beide ein großes Brett durchsägten: „Du bist ein ganz anderer Kerl geworden. Du mußt in der Lotterie gewonnen oder eine alte Tante beerbt haben."

Koser lächelte seltsam, während in demselben

Augenblicke und noch ehe er zu einer Antwort gekommen, ein einfacher Leichenzug an den Fenstern vorbeizuziehen begann.

„Sieh 'mal hinaus, Keil," sagte Koser, „wer ist denn gestorben?"

„Hab' nichts gehört," meinte Keil, und fügte, die Leidtragenden, die dem Sarge folgten, musternd, hinzu: „Kenne keine Seele dabei, außer dem Schlossermeister Abele."

„Ich habe eine schreckliche Ahnung!" murmelte Koser erbleichend, ging mit raschen Schritten an die Thüre, öffnete diese halb und rief in die Küche hinaus: „Wer weiß denn, wer da begraben wird?"

„Wir haben nichts gesehen!" antworteten die Hausleute.

Eine arme Frau, die im Hofe eben Hobelspäne, die sie gekauft, in einen Korb lud, wandte sich um und sagte: „Das wird wohl die Möhrig sein."

„Ist sie — todt?" stotterte Koser.

„Am Mittwoch ist sie gestorben," war die Antwort.

Koser taumelte zurück in die Werkstatt. Eine

der Mägde, die sein Verhältniß zu der Verstorbenen kannte, machte die Bemerkung: „Habt Ihr ihn recht angesehen? Er wurde kreideweiß! Ich sagte es immer, er ist kein so harter Mensch, als man glaubt!

IV.

Alle Befürchtungen Koser's waren in schlimmster Art eingetroffen. In der vierten Nacht nach seiner Abreise war die Wittwe Möhrig in Folge eines Stickanfalles plötzlich gestorben. Da sie kinderlos war und kein Testament hinterlassen hatte, fiel ihr Haus sammt allem Mobilar dem nächsten Anverwandte zu, dem Schlossermeister Abele.

Koser wurde gewissermaßen krank über die bittere Enttäuschung, die er erlebt. So fest hatte sich der Plan, mit dem Spieltisch eine Speculation zu machen, in seinem Kopfe festgesetzt und so zähe verfolgte dieser Kopf seine Pläne! Vergeblich nun hatte er ein halbes Jahr lang einer ältlichen Frau den Hof gemacht, vergeblich Mo-

nate lang sein eigenstes Ich verläugnet und Anspielungen und Witzworte von allen Seiten geduldig hingenommen. Knapp vor der Erreichung des Ziels mußte er sich vom Schicksal gleichsam geprellt sehen. Er betrachtete den Tisch wie einen werthvollen Stein, den er sauer genug sich verdient habe. Der Juwel war plötzlich in anderer Hand.

War Koser schon früher wortkarg gewesen, so wurde er nun vollends stumm und fuhr nur, wenn er sich beleidigt glaubte, in jähem Zorn empor. Er ging keinen Schritt aus dem Hause und setzte sich an Feierabenden in seinem Stübchen hin, wo er zurückdachte, brütete und sich ärgerte. Seine Stimmung ward um so grimmiger, je zahlreichere Curgäste der Sommer brachte. Wenn er die Curliste zur Hand nahm, stachen ihm zumeist die Russen in's Auge. In jedem Obersten oder General, in jedem Staatsrath aus Moskau oder Petersburg, der da angekommen, sah er einen möglichen Käufer der kostbaren Denkwürdigkeit, und war gefaßt darauf, nächstens zu hören, wie der Schlossermeister Abele sie verkauft, seine kleine Werkstatt auf dem Jakobsberge verlassen und für

den Erlös eine prächtige Boutique auf der Wiese an sich gebracht habe.

Niemand weiß, wie lange dieser Zustand Koser's hätte andauern können, oder wohin er schließlich ihn geführt hätte, wenn nicht mit einem Male ein Umstand sein Leidwesen um den Verlust des Tischchens zerstreut, und dagegen die Hoffnung, es wieder zu gewinnen, in ihm neu belebt hätte. Koser erfuhr nämlich, daß Abele keine Ahnung von dem Werthe der bewußten Rarität habe.

Von diesem Augenblicke an stand es bei Koser fest, den Tisch an sich zu bringen. Er wollte ihn erhandeln und war nur noch über die Art und Weise mit sich uneins, wie darum anzuhalten. Ein unerwarteter Umstand jedoch kam dazwischen und änderte die Lage der Dinge mit einem Schlage.

Eines Abends saß er, seine Pfeife rauchend, vor der Thür der Werkstatt, als Keil sich zu ihm gesellte.

„Du hast wohl den kleinen Tisch vergessen," fragte dieser, „den wir im vorigen Jahre hier hatten — den Tisch von der Möhrig?"

„Keineswegs!" antwortete Koser. „Was ist's damit?"

„Mit diesem Tische wäre, unter uns gesagt, ein famoses Geschäft zu machen.“

„Wie so? Wie so?“ fragte Koser, und seine Augen rollten irre umher, da er die Möglichkeit dachte, daß ein Zweiter sich auf seine Speculation werfen könnte. „Rede! Sei offen!“

„Was der Zufall nicht Alles will!“ begann Keil. „Ich ging gestern — es war ein so schöner Sonntagsnachmittag, und ich hatte kein Geld, um in's Wirthshaus zu gehen — im Walde bei der Findlatersäule spazieren. Tritt ein Fremder zu mir heran und frägt, wo denn der Weg zum Hirschensprung hinanführe. Dort, links im Zickzack, antworte ich und erbiete mich, als ich merkte, daß er sich nicht zurechtfinde, ihn zu führen. Wir gehen neben einander her. Ich überlege, was er mir wohl geben werde und ob es denn noch Zeit sein möchte, nach Kleinversailles auf die Kegelbahn zu kommen; — er blättert in einem Notizbuche. Da soll ja, frägt er plötzlich, als wir fast ganz oben bei dem Felsen sind, Peter der Große oft gesessen sein? Wißt Ihr was davon? Gewiß! sage ich, den Hirschsprung hat er ganz besonders lieb gehabt, und ist den Weg da, der

von der Stadt aus schnurgerade hinaufging und in jenen Zeiten so steil war, daß man ihn kaum mit eigenen Beinen ersteigen konnte, gar auf einem Gaule herangeritten. — Alle Wetter! ruft er, das ist ein Unternehmen! — Halsbrecherisch! sage ich, aber das muß auch ein Mensch gewesen sein! — Ist es wahr, frägt der Fremde weiter, daß er seinen Namen dort in das Kreuz geschnitten hat? — Man erzählt es so, erwiedere ich. Freilich ist das Kreuz jetzt ganz mit Namen bedeckt oder kann auch ein neues sein, denn die Sache ist lange her. — Erzählt mir, was Ihr wißt! sagt der Fremde. Es interessirt mich, ich bin ein Russe. — Ich erzähle, was ich weiß und noch manches andere, was ich so gerade erfinde. Endlich komme ich auf den Tisch zu sprechen; aber da hättest Du sehen sollen, was Der für Augen machte!"

„Wirklich?" rief Koser mit einer Aufregung von Freude über den Werth des Tisches und Ingrimm über den Nichtbesitz. „Große Augen, sagst Du, machte er?"

„Tellergroße! Er frägt mich, wohin das merkwürdige Stück gekommen sein möge. Ich antworte, schnell gefaßt, daß ich es im Augenblicke

nicht wisse, aber mich erkundigen wolle. So gibt er mir denn seine Karte und heißt mich kommen, wenn ich Nachrichten hätte. Da sieh!“

Koser buchstabirte: „Le prince Anatole Troubetzkoi, chambellan de sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies.“

Koser blieb lange stumm. Endlich sagte er: „Ich verstehe das so wenig als Du. Aber die Hauptsache, die daraus hervorgeht, — es ist ein Russe und ein großes Thier!“ Dann seufzte er tief und sprach in sich hinein: „Ich wußte wohl, daß mit dem Tische ein Hauptgeschäft zu machen sei. Der Dummkopf da braucht mir's nicht erst zu sagen, mir, dem Erfinder, dem Entdecker der Sache!“

Jetzt, erst jetzt, wo unzweifelhaft ein trefflicher Handel zu machen gewesen wäre, schmerzten ihn all' die vergeblichen Gänge und Bemühungen am Tiefsten. Es war unläugbar, er war der Ureigenthümer der kostbaren Idee, und nun war ihm ein Concurrent erstanden, der zum Mindesten den Lohn zu theilen beabsichtigen würde!

Doch Keil ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken. Er sagte: „Ich weiß recht gut, wer den Tisch hat!“

„Wer sonst, als der Abele?“ rief Koser bestimmt und rasch, um dem Concurrenten darzuthun, daß er wohl unterrichtet sei.

„Derselbe!“ bestätigte Keil. „Ob er denn auch weiß, was an dem Stück ist?“

„Warum das?“ fragte Koser, um die Gedanken des Anderen zu erforschen.

„Narr! Weil, wenn er es nicht wüßte, man den merkwürdigen Tisch von ihm kaufen und den Gewinn theilen könnte.“

„Vortrefflich! Halb Part!“ rief Koser.

„Halb Part!“ schlug Keil ein. „Morgen gleich will ich den Abele besuchen und es mit ihm auf eine gescheidte Weise abmachen. Man darf keine Zeit verlieren.“

„Ganz mein Gedanke!“ gab Koser zur Antwort, und die Kameraden trennten sich.

Koser aber ging schnurstracks in seine Kammer, legte seine besten Kleider an und begab sich unverzüglich zu dem Russen, dessen Wohnung er bald in der Curliste gefunden.

Er fand einen stattlichen Herrn, der eben vor dem Spiegel stand und den Kopf sich zu gleicher Zeit mit zwei großen Bürsten bürstete. Hinter-

ihm stand sein Kammerdiener und hielt einen schwarzen Frack mit einem Stern auf der Brust in Bereitschaft. Der Fürst wollte eben in die Reunion.

„Durchlaucht haben nach dem merkwürdigen Spieltische Peter des Großen gefragt," begann Koser seine Ansprache. „Dieses in seiner Art einzige Curiosum ist im Besitz eines meiner Bekannten. Es gehört eigentlich in's Museum von St. Petersburg, das ist klar. Mehrere Engländer haben schon davon Kenntniß. Einer sogar ist nahe daran, den Tisch zu kaufen, und stellt ein großes Anbot. Ich aber mit meinem schlichten Verstande sage: nach Rußland gehört die kostbare Reliquie, und nicht nach England."

„Sie sind ein vernünftiger Mensch," erwiederte der Fürst. „Und was fordert der Besitzer?"

Wie im Schwindel und ohne sich zu bedenken, antwortete Koser: „Hundert Ducaten". — Als das Wort heraus war, dachte er: „Ich bin toll!"

„Hundert Ducaten," antwortete der Russe. „Er soll sie haben. Aber schaffen Sie mir den Tisch bald; morgen! Ich habe soeben einen Brief erhalten, der meine Anwesenheit hier abkürzt."

„Sie werden ihn morgen haben, Durchlaucht!“ rief Koser. „Morgen haben Sie ihn, ganz gewiß!“

Er war jedoch kaum die Treppe herunter, als es mit der Freude über die Geldsumme, die er erhalten sollte, auch schon wieder vorüber war. Er blieb nachdenklich stehen und sagte sich im Stillen: „Der Russe gab das Geld schnell! Da hab' ich mich schön geschnitten! Ach ja, so ist es immer in dieser Welt. Ein je ärmerer Teufel man ist, um so weniger versteht man es, Geld zu machen. Ein Kerl, wie unsereins kommt einmal nicht vorwärts.“ So grenzenlos wuchs seine Habgier. Er hatte eine Summe zugesagt erhalten, so groß, wie er sie im Traume sich nicht hätte einfallen lassen, und siehe da, nun er sie hatte, war er unglücklich!

Es war spät Abends, als Koser in die Wohnung des Schlossers Abele eintrat.

„Sie haben einen kleinen Spieltisch, Herr Abele,“ sagte er, den Schlossermeister begrüßend.

„Einen Spieltisch?“ sah ihn Abele fragend an, „Nicht daß ich wüßte.“

„Wenn er ihn zerschlagen und verbrannt hätte!“ dachte Koser im Stillen und in seinem

Innersten erzitternd. Laut aber sagte er, wie um dem Gedächtnisse des Schlossers nachzuhelfen: Sie haben ihn gewiß. Ein ganz kleines Tischchen mit drei Füßen, von Eichenholz, glaub' ich. Es ist nicht viel an dem Dinge."

„Ja, richtig! Aus dem Nachlasse der Möhrig?" sagte Abele.

„Dasselbe. Das möchte ich kaufen," entgegnete Koser, „wenn —"

„Ach, da ist nichts daran!" meinte Abele. „Ein altes Ding. Fast unbrauchbar."

„Thut nichts," versetzte der Tischler. „Ich kann das Tischlein schon noch verwenden, wenn's d'rauf ankommt; ich geb' zwei Gulden dafür."

„Nun, wenn Ihr gerade wollt," versetzte Abele, „Ihr sollt es morgen haben."

„Warum nicht heute?" fragte Koser, kaum im Stande, seine Gier zu verbergen.

„Es steht oben in der Dachkammer, wo die Kinder schlafen," sagte Abele, die Bewegung seines Kunden gar nicht bemerkend. „Morgen will ich es herabholen."

Koser, um sich nicht zu verrathen, mochte nicht weiter dringen und ging nach Hause. „Welche Kette

von Lügen schon," dachte er auf dem Wege, „wegen dieses Stückchen Holzes! Aber hundert Ducaten! — Ich bin ein gemachter Mann, erwerbe das Meisterrecht, kaufe ein Haus, halte Gesellen. Thor, mir bleiben ja nicht hundert, wenn Keil — doch nein, nein! Der Kerl muß angeführt werden! Und der Russe — o der Russe gibt auch noch mehr, als hundert! Schlau, nur schlau! Man kommt in der Welt sonst nicht vorwärts und bleibt ein Hund, den Jeder mit dem Fuße stößt!"

Er verbrachte eine schlaflose Nacht.

V.

Des Morgens in aller Frühe machte Koser einen kleinen Spaziergang, damit es heiße, er sei fortgewesen. Dann kehrte er nach Hause zurück. Sein Plan war fertig. Er nahm einen Beutel in die Hand, in welchen er alles Gold that, das er besaß, und weckte dann seinen Kameraden.

„Keil!" begann er, „während Du schliefst, sind große Dinge geschehen. Der Tisch ist verkauft!"

„Schon verkauft? Wie ist das zugegangen?“ fragte Keil, die Augen sich heftig reibend.

„Gestehe selbst! Durfte man warten?“ entgegnete Koser. „Der Russe hätte ja nachfragen und sich dann selbst direct an Abele wenden können. So wäre für uns Alles verloren gewesen. Ich habe also die Sache frisch angegriffen und abgethan; den Tisch aus Eigenem gekauft und wieder verkauft.“

„Hoffentlich auch gut!“ sagte Keil, der aus Interesse für die Sache sich inzwischen aus den Federn gemacht.

„Vortrefflich, Herzensjunge!“ rief Koser, indem er mit verstellter Freude den Kameraden an den beiden Schultern faßte und schüttelte. „Vortrefflich! Vierzig Gulden hat mir der Russe gegeben. Zwei Gulden gab ich dem Abele — so kommen neunzehn auf uns Jeden!“

„Das nennst Du gut verkauft? Esel!“ schrie Keil. „Achtzig Gulden zum Mindesten hättest Du fordern können. Nein, ehe ich neunzehn Gulden nehme, will ich des Henkers sein!“

„Aber Freund —“

„Ich gehe zum Abele!“ Ich sage ihm, was er

an dem Tische gehabt! Ich rühre Dir eine Geschichte ein —"

„Was fällt Dir ein? Du bist toll!" schrie Koser außer sich.

„Toll hin, toll her! Ich erzähle ihm Alles!" fuhr Keil wüthend fort, indem er in seine Hosen fuhr. „Und ich gehe gleich zu ihm! Gleich! Auf der Stelle!"

„Du sollst also für Deinen Theil dreißig Gulden haben!" schrie Koser. „Dreißig Gulden! Hörst Du? Nur um den Scandal zu vermeiden! Mir bleiben dann nur acht! Verfluchter Handel, das! Ich wollte lieber, ich hätte —"

„Fünf und dreißig! Keinen Heller nehme ich weniger!" schrie Keil und schlug den Stiefel, den er eben anziehen wollte, mit aller Gewalt auf den Boden. „Oder Du sollst den Spectakel sehen, den ich anrichte!"

„Da hast Du sie!" rief Koser mit erkünstelter Entrüstung. „Ich habe nur Aerger von der Sache; aber um des Friedens willen —" warf das Geld mit einer Miene der Verachtung auf Keil's Bett und ging.

Eine Weile später klopfte er an Abele's Fenster.

„Guten Morgen, Meister!“ rief er hastig. „In einer halben Stunde hole ich den Tisch ab.“

„Gut!“ erwiederte Abele.

Koser rannte weiter. Sein Weg war in's Gartenhaus, zu dem russischen Fürsten.

„Durchlaucht,“ sagte er, „ich bringe üble Nachricht. Der Besitzer des Spieltisches fordert zweihundert Ducaten. Es ist ein englischer Lord mit ihm beinahe Handels eins geworden. Er sagt: von weniger wolle er gar nicht hören!“

„So zahle ich zweihundert,“ erwiederte der Russe mit einer vornehmen Ruhe, die dem Tischler imponirte. „Aber hören Sie, lieber Mann, eine Art gerichtlicher Beglaubigung, daß das Möbel mindestens aus der Nachlassenschaft des Hauses stammt, in welchem Czar Peter wohnte, muß ich haben. Es wird amtlich zu legitimiren sein, daß der Tisch, den Sie mir bringen, derselbe ist, an den sich die Tradition knüpft, der Czar habe ihn eigenhändig gezimmert. Dieser Nachweis darf nicht fehlen, wenn ich, wie es meine Absicht ist, das Curiosum dem Museum in Moskau soll überreichen können!“

„Wir werden sehen. Es wird sich wohl fin-

den," sprach Koser, hocherfreut über den gedoppelten Gewinn, beängstigt durch die neue Forderung.

„Ich reise morgen," sagte der Fürst. „Trachten Sie also, daß ich möglichst bald in den Besitz des Möbels komme. Dann bezahle ich Sie auch sofort."

Koser ging. Auf dem Wege sagte er zu sich: „Dieser vermaledeite Keil! Welchen Lärm er gleich geschlagen! Wie er mich hinaufschraubte! Aber über den Löffel barbiert ist er doch worden, und das gehörig! Zweihundert Ducaten! Nun wird's auch an einem Weibchen nicht fehlen, das recht viel Geld hat, und mein Glück ist gemacht. Nur fehlt noch die Legitimation. Aber die — die schaff' ich mir wohl auch noch!"

Mit dem Schlusse dieses Selbstgesprächs erreichte er Abele's Haus.

„Das Tischchen, lieber Meister, das Tischchen!"

„Da steht es. Ihr seid daran vorübergegangen," sagte der Schlosser.

Koser blieb verdutzt, vernichtet, ja zur Bildsäule erstarrt stehen. Abele hatte, um dem Dinge,

das er für so ganz werthlos hielt, in den Augen seines Käufers doch einiges Ansehen zu geben, die Morgenstunden damit zugebracht, die Löcher, welche für die Marken bestimmt waren, mit Holz, das er hineingeleimt, auszufüllen und das Ganze mit einem frisch glänzenden gelben Firniß zu überziehen. Es roch impertinent.

VI.

Koser stand noch immer sprachlos. Es summte vor seinen Ohren, ihm schwindelte, es schwirrte ihm vor den Augen. Er wäre am liebsten über Abele mit gewaltthätiger Hand hergefallen.

So stand er eine Weile, kaum seiner mächtig, von tausend wilden Gedanken erfüllt, wüthend, verzweifelnd. Er sah die kostbare Antiquität für immer verdorben, den Handel zerschlagen und all' die schönen Aussichten, die ihm eine erregbare Phantasie vorgegaukelt, für ewig zu Schanden geworden. Wie er so sah, daß er, der betrügen hatte wollen, nun selbst der wahrhaft Betrogene sei, reizte es ihn, Alles umzuwerfen, den Urheber

seines Unglücks zu packen und zu Boden zu schlagen. Allein der Funke Bewußtsein, der ihm noch geblieben, ließ ihn fühlen, wie niederträchtig er an dem guten Abele gehandelt, und daß er nun dafür zum Stillschweigen verdammt sein müsse. Da lagen nun seine Hoffnungen, wie die Scherben eines köstlichen Gefäßes, zerschmettert. Geld, Meisterrecht, Haus, reiche Partie, alles Das hatte der dumme Kerl, der vor ihm stand, ihm zu nichte gemacht, indem er die kostbare Rarität mit dem verdammten Lack überstrichen, auf den er sich nun so viel einbildete!

Während dieser Kampf in ihm vorging, that er, als ob er das sorgfältig angestrichene Geräth von allen Seiten genau betrachte. Endlich aber lösten sich die schmerzlich zusammengekniffenen Lippen, und mit der mühseligsten Beherrschung seiner Affecte sagte er: „Ich dank' Euch für den Anstrich!"

„Ist gern geschehen!" erwiederte der unbefangene Abele; „muß aber selbst gestehen, das Tischchen ist wie neu geworden. Mit den Löchern da habe ich besonders viel Mühe gehabt. Nun brauche ich mir doch wenigstens keinen Vorwurf zu machen, daß ich Euer Geld dafür nehme."

Koser lächelte schmerzlich und blieb unvermögend, etwas zu erwiedern. Er faßte den Tisch vorsichtig unten an und schaffte ihn heim in seine Kammer.

Als er eine Weile später in die Werkstatt trat, sagte Keil: „Du machst ein teufelmäßiges Gesicht.“

„Du wirst es auch machen, wenn Du Alles hörst,“ gab Koser, leichenblaß, zur Antwort.

„Der Handel ist doch nicht rückgängig geworden?“ fragte Keil mit großer Spannung.

„Nichts ist daraus geworden, gar nichts!“ sagte Koser, und wühlte sich wild in den Haaren.

„Das ist eine Erzlüge!“ entgegnete Keil, indem er durchbohrenden Blicks auf Koser losging.

„Du wirst noch daran glauben!“ gab Koser zur Antwort.

„Dann bist Du nur schuld!“ rief Keil; „Du hast Dich hineingemischt und es ging Dich eigentlich gar nichts an! Hätte ich die Sache abgemacht, ich hätte erstens mehr bekommen und — das versichere ich Dir — kein Teufel hätt' mir's wieder rückgängig machen können!“

„Hahaha!“ lachte Koser, den eine diabolische Schadenfreude über Keil's Erbitterung ergriff.

„Was lachst Du?“ rief Keil, das Gelächter sehr übel nehmend. „Du lachst doch nur die Leere Deines eigenen Beutels aus!“

„Mach' mich nicht wild,“ schrie Koser, „und gib mir mein Geld zurück!“

„Ich Dein Geld?“ antwortete Keil. „Keinen Heller, eh' Du mir nicht beweisest, daß Du nicht schuld daran bist.“

„Das will ich Dir gleich beweisen!“ gab Koser mit einem finstern Blicke zur Antwort, „Mit dem Russen war Alles abgemacht; ich sollte ihm noch Vormittags den Tisch bringen. Wie ich zu Abele komme, ihn abzuholen — ich traue meinen Augen kaum! hat der ihn ganz verunstaltet und mit frischem Firniß angestrichen.“

„Was Du sagst?“ rief Keil betroffen.

„Das Vieh glaubte, mir damit noch einen Gefallen zu thun. Geh' in meine Kammer, da kannst Du die Bescheerung mit eigenen Augen sehen!“

Keil flog hinauf. Koser setzte sich, von Erregung müde. Als Keil zurück kam, war er sehr kleinlaut.

„Nun?“ lächelte ihm Koser boshaft entgegen.

„O, der Esel!“ klagte Keil. „Der Tisch ist gar nicht wieder zu erkennen. Alles ist hin!“

„Nun begreifst Du,“ begann Koser, „daß ich keine Schuld trage und daß Du das Geld mir zurückgeben mußt, weil auch ich selbst es heute noch dem Russen zurückstellen muß!“

„Ich weiß nicht, ob mich Jemand dazu zwingen kann,“ sagte Keil kopfschüttelnd. „Hättest Du das Ding schon gestern von Abele geholt, so hätte das Malheur nicht geschehen können.“

„Hättest Du gedacht, daß der Abele so ein Dummkopf sei?“ meinte Koser.

„Wenn auch das nicht,“ gab Keil zur Antwort, „so wäre ich doch so gescheidt gewesen, den Tisch je eher je lieber in meine Hand zu bekommen.“

„Superfein — aber hinterdrein!“ höhnte Koser.

„Gar nicht,“ versetzte Keil. „Das wäre Jedem eingefallen, nur Dir nicht.“

„So wollen wir doch sehen, ob Du mir das Geld zurück gibst, oder nicht!“ schloß Koser, und

Beide fuhren, ohne ein Wort mehr zu wechseln, mit ihrer Arbeit fort, bis die Mittagsstunde schlug.

VII.

Beim Mittagsessen rührte Koser kaum etwas an. Die Gemüthsbewegungen in Folge ausschweifender Hoffnungen und niederschmetternder Enttäuschung machten ihn beinahe krank. Der Spieltisch hatte allen Werth verloren, und er hatte den größten Theil seiner Habe an diese Speculation gesetzt! Daß ihm Keil, der ihm an Habgier kaum nachstand, von der empfangenen Summe nichts oder nur sehr wenig zurückerstatten werde, dessen konnte er sich für überzeugt halten. Aber was konnte er durchsetzen? Der Handel war nach allen Seiten hin unrein und lügenvoll. Keil konnte den Einfall haben, den Russen noch vor dessen Abreise zu sprechen, und wenn er die Wahrheit über die Verkaufsverhandlungen erfuhr, war es unzweifelhaft, daß er nicht nur keinen Heller zurückzahlen, sondern überdies einen eclatanten Spectakel machen werde.

Die Sachlage so betrachtend ging Koser auf

seine Kammer. Er setzte sich vor das Tischchen und sah es wehmüthig an. Nach langer dumpfer Trauer stand er auf, wie wenn in ihm ein retten=der Gedanke aufzuwachen begänne, und wischte mit seiner Schürze an dem Firniß herum. Nach einem viertelstündigen Versuche, ob sich dem Tisch=chen das vorige Aussehen nicht wiedergeben ließe, rief er neubelebt aus: „Bei Gott, es geht! Die Löcher für die Marken sind leicht wieder herge=stellt, der Firniß läßt los und der Geruch ver=fliegt! Was verliere ich? Heute einen Käufer. In wenigen Wochen kann sich ein neuer und leicht ein noch viel besserer finden. Ich will dem Schufte das Geld lassen, dadurch finde ich mich mit ihm ein für allemal ab. Wenn ich es recht bedenke, bin ich durch den verwünschten Anstrich ja erst eigentlich in den rechtmäßigen Besitz des Tisch=chens gekommen. Weder der Abele, noch der Keil können sich nun noch beklagen, daß ich sie ge=prellt habe. Wenn der Tisch wieder aussieht, wie er ausgesehen hat, ist es mein Werk und mein Verdienst. Ich habe dann alles Recht dar=auf, und es ist leicht möglich, daß ich noch mehr, als zweihundert Ducaten bekomme!“

Da kam Keil die Treppe herauf. „Ist es aber auch dasselbe?“ sagte er, das Tischchen näher betrachtend. „Ich habe es in der ersten Ueberraschung gar nicht recht angesehen.“

„So thu' es jetzt!“ sagte Koser, sich gegen das Fenster wendend, um seine Pfeife auf den Kopf eines Hundes auszuklopfen, der unten im Garten stand und nun heulend davonlief.

„Ja, ja! Es ist's!“ überzeugte sich Keil. „Der Abele ist ein Dummkopf, aber — er wußte nicht, was er that. Du hast Alles verschuldet! Hättest Du den Trödel gleich fortgenommen, so wäre Alles nicht so gekommen!“

„Ja, wer so gescheidt wäre!“ sagte Koser, dem Keil's Zahlungsweigerung ganz willkommen war, im Tone des Bedauerns.

„Ich — vergüte Dir einmal nichts!“ rief Keil entschlossen.

„Und ich,“ entgegnete Koser, „werde mich mit Dir nicht herumzanken. Ich werde das Ding zu reinigen und wiederherzustellen trachten, und ehe der Sommer hingeht, können wir es doch noch verkaufen und vielleicht besser.“

„Ich laff' mir keine leeren Hoffnungen vor-

machen," gab Keil zur Antwort. Er ahnte in seiner Beschränktheit die Erfindungsgabe nicht, welche in Koser durch dessen Habsucht geweckt worden.

„Wie Du willst," sagte Koser. „Behalte das Geld! Ich gehe zum Russen und bezahle ihn aus meinem Beutel. Wenn ich aber ein Geschäft mit dem Tischchen mache, fahre Dir dann nicht in die Haare!"

Die beiden Gesellen gingen darauf in die Werkstatt hinab. Keil, über die letzten Worte nachdenklich geworden, sagte nach einer Weile: „Ah bah, verkaufe er das Zeug noch so gut, viel mehr wird er nicht profitiren, als ich bereits in der Tasche habe. Ein Sperling in der Hand — —" und pfiff sich ganz munterer Dinge ein Liedchen.

Am folgenden Tage war der Russe wirklich abgereist.

VIII.

Michael Koser, nun alleiniger Besitzer des Spieltisches Peter des Großen, verwendete in den

nächsten Wochen alle Feierstunden darauf, dem Tische sein früheres Ansehen wieder zu geben. Er bediente sich hierzu des Messers, der Bürsten, des Schwammes und verschiedener Säuren. Die Löcher für die Marken wurden wieder hergestellt, der neue Firniß entfernt, ein verwittert aussehender aufgetragen. Die Arbeit gelang vortrefflich. Das Möbel sah grotesk, alterthümlich, bizarr, verkommen aus.

Nun fehlte zum glänzenden Verkauf weiter nichts, als eine gerichtliche Beglaubigung des Objects. Koser sprach deshalb eines Tages den Stadtschreiber Jedliczka an, den wir bereits kennen gelernt haben.

Dies Gespenst in Frack, Nankinghosen und Vatermördern flanirte alle Morgen an den Brunnen, auf den Plätzen, unter den Bäumen der Wiese bei den Kaffeetischen umher, fortwährend an seinen Nägeln kauend, während seine Augen neidisch und boshaft die Curgäste betrachteten, die ihm nichts einbrachten, ihm aber Kost und Leben vertheuerten.

„Herr Jedliczka," sagte Koser, „ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden."

„Womit kann ich dienen?“ lispelte Jedliczka, die Nägel fortwährend an den Zähnen haltend.

„Sie schreiben noch immer auf dem Rathhause?“

„Ja, noch immer,“ antwortete Jedliczka. „Der neue Bürgermeister freilich — möchte Einem lieber den Bissen Brod vom Munde wegziehen. Mein Gott, mein Gott! Das Schreiben auf dem Rathhause ist doch noch immer eine Aushilfe, so wenig es auch einträgt. Wenn nicht noch Anderes wäre, hie und da ein Bittgesuch, oder eine Eingabe, verhungern müßte man mit Weib und Kind in diesen Zeiten, in diesen herzlosen Zeiten!“

„Ich weiß, ich weiß,“ gab Koser zur Antwort. „Ich würde ja auch den Dienst, um den ich Sie bitten möchte, recht gern bezahlen, das versteht sich. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, Herr Jedliczka, daß ich jenen alten Tisch, den Spieltisch Peter des Großen besitze —“

„Ich weiß, ich weiß. Von der verstorbenen Möhrig, oder vielmehr —“ seine Augen blitzten boshaft und schlau umher, indeß er, wie es seine Gewohnheit war, durch eine eigenthümliche Action des Rückgrats plötzlich den Kragen seines Fracks

so hoch hinauf schnellte, daß er ihm fast den Hut vom Kopfe geschlagen hätte.

„Kurz und gut," fuhr Koser rasch fort, „der Tisch ist in meinem Besitz. Ich habe ihn ehrlich erstanden, dagegen ist nichts einzuwenden."

„Freilich, freilich," lispelte Jedliczka, eifrigst an seinen Nägeln kauend. „Kauf ist Kauf. Der Tisch ist Ihr Eigenthum."

„Das ist er," sagte Koser bestimmt. „Doch ist er mir wenig nütze, so lange er nicht dokumentarisch beglaubigt ist."

„Do=ku=men=ta=risch?" fragte Jedliczka, indem er die Sylben langsam zog. „Dokumentarisch?" Das möchte schwer werden."

„Ich glaube nicht," meinte Koser.

„Wie so?"

Eine Pause entstand.

„Sie erwähnten selbst einmal," begann Koser entschlossen, „daß Czar Peter der Große in die hiesige Tischlerzunft aufgenommen worden sei. Damit dies geschehen konnte —"

„Pure Formalität, Ehrenbezeigung —" unterbrach ihn Jedliczka.

„Damit dies geschehen konnte," fuhr Koser,

ohne sich stören zu lassen, fort, „hat der Czar zweifelsohne ein Meisterstück verfertigen und vorlegen müssen. Wie wär' es nun, wenn eben der Tisch, der in meinem Besitze ist, dieses Meisterstück wäre? Als solches könnte es gar wohl in den Stadtbüchern verzeichnet sein."

„Aber es ist nicht darin," erwiederte Jedliczka. Ich habe Alles genau nachgesehen."

„Man hat es aufzuzeichnen vergessen," antwortete Koser mit listigem Lächeln. „Sie, lieber Herr Jedliczka, sind in Ihrer Eigenschaft als Stadtschreiber auch jeweiliger Zunftsactuar, und haben als solcher die Zunftnormalien und Zunftarchive unter sich. Sie sollen das Versehen unserer Vorfahren wieder gut machen und das eintragen, was sie vernachlässigt. Die Bücher der Schreinerzunft kommen leicht in Ihre Hand. Damit schaden Sie Niemandem und leisten mir einen großen Dienst. Etwas blasse Tinte und altes Papier — ohne Wasserzeichen, nota bene! — wird wohl auch aufzutreiben sein. Herr Jedliczka, ich würde gewiß sehr erkenntlich sein, und für den Käufer, der sich möglicher Weise einmal findet, wäre das eine sehr große Beruhigung. Man

könnte sich dann sogar direct an die Museen von Petersburg oder Moskau wenden."

„Herr Koser," lispelte Jedliczka, „freilich bin ich auch Zunftsactuar, aber Sie fordern da nichts Geringes. Es ist so zu sagen —" er kaute abbrechend wieder lebhaft an den Nägeln.

„Ein Falsificat? Keineswegs! Es schadet ja Niemandem. Ueberlegen Sie sich die Sache nur! Ich gebe gern zehn Gulden für eine Abschrift der Stelle."

Hiermit trennten sich die Beiden unfern der Egerbrücke. Koser ging die Anhöhe hinan, in die Stadt zurück; der Stadtschreiber blieb, tief in Gedanken versunken, stehen.

IX.

Koser war in bester Laune und ganz zufrieden, wiewohl für seinen Tisch noch immer kein Käufer sich gefunden hatte und die Badesaison zu Ende ging. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß die Stadtbücher folgende für ihn überaus werthvolle Notiz enthielten:

„Heunt am untersetzten Jahr und Tag sind „wir endesunterschriebene Zunfts- und Innungs- „Aelteste der wohlberühmten, ehrsamen Schrei- „nerzunft zusammengetretten und haben nach „reiflicher Berathung und Ueberlegen den Peter „Romanow, Herrn und Großfürsten aller „Reussen, zu unserem lieben Zunfts- und „Innungsgenossen ernennet. Bezeugen auch „durch Urkund, daß das von ihme über Be- „langen und Zunftsauftrag angefertigte drei- „beinigte Spieltischlein, auf seiner Platten von „feinausgelegter Arbeit darstellend die Charten- „zeichen Spadille, Manille und Basta wunder- „lich und absonderlich wohlgerathen und zu „unserer vollsten Zufriedenheit ausgefallen, die- „ses sonach als wirkliches Meisterstücklein appro- „birt worden.

Kaiser-Karlsbad, am 30. November des Jah- res 1711."

Jedliczka hatte ihm die genaue Kopie dieses Actenstückes, wie es im Archive der Schreinerzunft tom. 6 fasz. 7 zu lesen war, selbst überbracht und dafür die versprochenen zehn Gulden in Em- pfang genommen.

„Jetzt," sagte Koser, als das Gespenst in Nankinghosen fort war, „jetzt bin ich ein gemachter Mann. Der Spieltisch ist mein und auch das Dokument ist in meinen Händen. An einem Käufer soll es nun auch nicht fehlen!"

Im Herbst dieses Jahres ging übrigens mit unserem Koser noch eine große Veränderung vor. Er hatte sich um die Tochter eines reichen Holzhändlers aus der Umgegend beworben. Der hübsche Bursche gefiel dem Mädchen der kluge, geschickte Arbeiter flößte dem Vater, den er schon seit langer Zeit im Garne hatte, Vertrauen ein. Er erhielt eine Aussteuer von zwölfhundert Gulden, erwarb das Meisterrecht, heirathete gleich nach Neujahr, und drei Monate nach der Hochzeit kam seine Frau nieder. Gegen den Frühling miethete Koser einen kleinen Laden in der Kreuzgasse, in welchem er seine Möbel, Chatouillen und Nähkästchen ausstellte. Der Tisch Peter des Großen war dort nicht zu sehen; den hielt er zu Hause in fester Verwahrung.

Allmählig verbreitete sich in der Badewelt die Kunde von der merkwürdigen Reliquie, die in Carlsbad von Rußlands größtem Czaren zurück-

gelassen worden sei. Der Meister zeigte sie Hunderten, aber es fand sich unter ihnen kein Einziger, der auch nur eine dem feststehenden Preise von zweihundert Ducaten gleichkommende Summe zu bieten geneigt war. Der Herbst kam, Karlsbad ward wieder leer, und der Spieltisch war nicht verkauft. Ueber diesen Zufall, wie Koser es nannte, ging er hinaus, und hoffte im nächsten Sommer seine Rechnung zu finden. In der felsenfesten Gewißheit eines theueren Verkaufs betrachtete er das Spieltischchen, das ihm selbst, von Sorgen, Enttäuschungen und Mühe nicht zu reden, nun schon an baare fünfzig Gulden kostete, als ein Capital, nur mit dem Unterschiede, daß es keine unmittelbaren Zinsen trage. Diese mußten sonach dem Verkaufspreise zugeschlagen werden.

Auch eine zweite und dritte Saison kam und verging. Es stellte sich wohl in der Niederlage des Tischlers eine Legion von Kunstliebhabern ein, welchen es auf zehn oder wohl auch fünfzehn Thaler nicht ankam, allein ein Fürst Anatol Troubetzkoi, welcher anstandslos zweihundert Ducaten dafür bot, fand sich nicht wieder. Dies verstimmte den Besitzer, wiewohl er die freudige

Genugthuung hatte, den Spieltisch in Murray's Handbuch unter den Merkwürdigkeiten des Ortes aufgezählt zu sehen. Koser beschloß, direct an das Museum von St. Petersburg sich zu wenden, und es verstrich darüber abermals ein Jahr, ohne daß eine Antwort gekommen wäre, oder ein anderer Käufer sich gemeldet hätte.

Beunruhigend und lästig für des Meisters Gemüthsruhe war das Benehmen des Gespenstes in Nankinghosen und Vatermördern. Dies Gespenst erschien häufig und immer häufiger in des Tischlers Wohnung, und war ohne Geschenke gar nicht abzufertigen. Es erinnerte Koser fort und fort und mit eindringlichen Worten an den großen Dienst, den es ihm geleistet, und die große Gefahr, die es damit auf sich genommen. Es gab vor, die heftigsten Gewissensbisse über die begangene Fälschung zu empfinden, und ließ durchblicken, daß sich dieser Zwiespalt am leichtesten dadurch entfernen ließe, wenn das bewußte Blatt in den Büchern wieder verschwände. Das Gespenst war mit alten Kleidern nicht abzufertigen, es brauchte Geld. Mancher Gulden fiel in seine unheimlich leere Tasche und gleich darauf kauten

die langen weißen Zähne wieder an den kolbigen verunstalteten Fingern umher, und die blassen Lippen äußerten nicht nur keinen Dank, sondern vielmehr Worte der Unzufriedenheit, vielleicht gar heimliche Flüche.

Eines Abends sagte Frau Koser zu ihrem Manne: „Wenn ich Dich wegen des Spieltisches so viel Kummer und Aerger hinabwürgen sehe, so kann ich Dir nur sagen, daß Du ein Narr bist. Unser Geschäft trägt, was wir brauchen, und wir leben zufrieden beisammen. Verkaufe das alte Rumpelzeug dem ersten Besten, der da kommt, da hast Du Ruhe! Mir wird sein, als sei damit ein böser Alp aus dem Hause geschafft worden."

„Du plapperst, wie eben Weiber plappern!" entgegnete der Meister, tief beleidigt. „Wenn Du einmal den Eßtisch da mit Ducaten bedeckt siehst, einen über dem andern liegend und zu zehn Stück bei einander, wirst Du mich erst verstehen. Ich habe Unglück; das ist Alles! Doch es thut nichts! Wenn Du es recht verständest, was er werth ist, würdest Du sehen, daß selbst zweihundert Ducaten dafür zu wenig sind. Der Tisch ist drei-

hundert werth. Und so wahr Gott im Himmel ist, unter diesem Preis geb' ich ihn auch nicht her."

Eine neue Saison kam und drohte schon wieder dahinzugehen, ohne daß ein auch nur annähernder Kaufantrag gemacht worden. Vom Museum in Petersburg kam der Bescheid, daß Koser den Tisch, wenn er ihn verkaufen wolle, zur Prüfung einzusenden habe. Dagegegen aber sträubte er sich. Er war an die kostbare Reliquie zu sehr gebunden und konnte sich nicht entschließen, sie, ohne daß die Regierung die Garantie übernehme, einer so weiten Reise auszusetzen.

X.

Es war im Herbst, gegen Ende September. Bei einem preußischen General hatte ein großes Diner stattgefunden. Lord Erskine, ein brittisches Parlamentsmitglied, und der Fürst Demidoff waren anwesend. Das Gespräch war auf den Spieltisch Peter des Großen gekommen, und der Engländer wie der Russe hatten ein lebhaftes Inter-

esse an der Existenz dieses Curiosums kundgegeben.

Es war am Abend desselben Tages, als ein sehr roth und erhitzt aussehender Engländer, von einem Lohnbedienten geführt, in Kosers Wohnung eintrat und den Tisch zu sehen wünschte. Er nahm ein rotheingebundenes Buch aus den Händen des Lohnbedienten, blätterte, las und musterte dann, um ihn herumgehend, den Tisch von allen Seiten, während er dessen Aussehen durch flüchtige Blicke in das Buch, das er in der Hand hielt, beständig controlirte. Er sprach kein Wort, schien aber vollkommen befriedigt, und sagte endlich: „Was verlangen Sie für diesen Tisch?“

„Ich sage das Aeußerste,“ gab Koser zur Antwort. „Dreihundertfünfzig Ducaten.“

„Viel Geld, viel Geld!“ meinte der Engländer. „Zweihundert sollen Sie haben!“

„Ich bedaure —“ begann Koser, jedoch ohne zum Ausreden zu kommen; denn der Engländer hatte sich kalt umgedreht und, ohne weiter ein Wort zu reden, die Stube verlassen.

„Ist der Tisch verkauft?“ fragte Frau Koser, die ihren Mann auf der Hausflur erwartete.

„Nein," antwortete Koser. „Das Beefsteak wollte nur zweihundert Ducaten geben."

„Großer Gott!" rief die Frau. „Hättest Du ihn doch hingegeben! Dein Uebermuth ist himmelschreiend."

„Schweig!" herrschte Koser ihr zu. „Misch' Dich nicht in Dinge, die Du nicht verstehst! Als mir letzthin hundert Thaler geboten wurden, wolltest Du den Tisch auch schon hergeben. Jetzt siehst Du wohl, was das Rumpelzeug, wie Du es nennst, für einen Werth hat. Ja, ich sage Dir, auch dreihundert und fünfzig Ducaten sind noch ein Spottpreis. Es kriegt ihn aber auch von heute an Niemand anders, als für vierhundert."

Die Frau wollte etwas erwiedern, aber sie kämpfte ihre Aufregung nieder. Nach einer Pause, in welcher sie schwer geseufzt, sagte sie: „Soeben war der Jedliczka da. Er wollte wieder Geld und war unverschämter, als je. Ich wies ihn ab, aber er sagte, er werde wieder kommen!"

„Die Treppe werf' ich den Kerl hinab, wenn er sich noch einmal blicken läßt!" schrie Koser. „Er soll mir noch einmal kommen, dann lernt er mich kennen!"

Aber schon zeigte sich ein neuer Besuch. Ein Mann von imponirendem Aeußeren trat ein und fragte in geläufigem Deutsch nach Herrn Koser. Dieser erkannte den Fürsten Demidoff und führte ihn sogleich in die Werkstatt.

Ohne erst nach dem Preise zu fragen, bot der Fürst dreihundert Ducaten.

Koser antwortete: „Vierhundert, Durchlaucht! Anders kann ich ihn nicht geben, und sollte er noch weitere zehn Jahre auf dem Platze stehen."

Der Fürst bot noch fünfzig. Koser machte eine Miene des Bedauerns und ließ ihn gehen. Das Weib schlug die Hände über den Kopf zusammen, doch wagte sie kein Wort dazwischen zu reden. Sie kannte ihres Mannes zuweilen furchtbar aufbrausenden Zorn.

Da trat Jedliczka in die Hausflur. Seine Augen irrten umher, die Zähne kauten an den Nägeln.

„Herr Koser," begann er, die Stimme gedämpft, doch die Worte scharf betonend, „bedenken Sie die Lage eines unglücklichen Familienvaters! Ich habe ein Verbrechen begangen, um Ihnen zu helfen, aber Sie sind ein hartherziger

Mann und weisen mich fort, während Sie auf dem Punkte sind, aus dem Gegenstande unserer gemeinsamen Speculation einen großen Nutzen zu ziehen. Bedenken Sie, wie Sie dem Abele — O, ich kann Ihnen heute noch schaden, heute noch eine gar böse Geschichte einrühren!“

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, Sie bösartiger Hungerleider!“ wüthete Koser.

„Ich kann einen Betrug aufdecken,“ fuhr Jedliczka kaltblütig fort, indem er den Spieltisch vor sich hinschob, während die linke Hand fieberisch Etwas in der Rocktasche suchte. „Ich kann den rechtmäßigen Besitzer aufrütteln! — Ich kann —“

„Sie können sich zum Teufel packen!“ brach Koser los, indem er den Stadtschreiber mit beiden Händen an den Schultern faßte, ihn zur Thüre hinausschob und diese rasch hinter ihm zuschlug. Dann ging er, da es sehr spät war, fluchend in seine Schlafkammer hinauf.

Niemand hatte in der Aufregung dieser Scene bemerkt, daß Jedliczka, indem er zähneknirschend fortging, unter einen Haufen Späne, die unfern vom Ofen lagen, ein Päckchen Schwefelhölzer und Schwefelfäden ausgestreut hatte.

In derselben Nacht — kaum ein paar Stunden später — brach das zu Anfang dieser Erzählung erwähnte Feuer aus, das den Spieltisch in Asche verwandelte.

Nun begreift man, wie Koser nach dem Messer griff und seinem Leben ein Ende machte.

XI.

Die Sensation, welche der Selbstmord hervorrief, war groß und gab zu vielem Gerede Anlaß. Der Faden der Begebenheiten war aber damit noch immer nicht abgewickelt. Koser war kaum eine Woche im Grabe, als es sich herausstellte, daß der unselige Spieltisch, an welchen sich so Verhängnißvolles knüpfte, nicht einmal der echte L'hombretisch Peter des Großen gewesen sei. Ein Schreiner, der nach fünfzehnjähriger Abwesenheit nun in seine Heimath zurückgekehrt war, sagte nämlich aus, daß er diesen Tisch für den verstorbenen Möhrig nach dem Muster eines anderen verfertigt, der in dem Hause, in welchem der Czar einst gewohnt, gestanden habe. Dieser Tisch war

verschollen. Es gelang nach vielen Nachforschungen, ihn aufzufinden, und er ist heute noch im Besitz eines gutmüthigen und humorvollen Mannes, der mit Koser nur das Gewerbe, aber keinen Zug des Charakters gemein hat. Er wohnt, wenn ich nicht irre, in einem Häuschen, das „Zur Zufriedenheit“ benannt ist, während die Wohnung Koser's, eine Stätte der Unzufriedenheit, der Habsucht und dämonischen Gier, längst verschwunden und durch neue Bauten verdrängt ist.

Die Schifffahrt des Schneidermeisters Klaus.

Es war am Traunsee. Wir hatten Tags zuvor auf einer Fahrt in einem halblecken Boot einen Sturm bestanden, in welchem wir beinahe umgekommen wären, und waren noch immer voll von der Gefahr, der wir entronnen. Nicht nur unsere Leiber, sondern auch unsere Seelen verspürten eine große Müdigkeit, und wir fanden nur Erholung darin, daß wir in unserem guten Wirthshause „am Stein", fest auf der Bank liegend, die Gewißheit durchfühlten, nun wieder auf einem Elemente zu fußen, das nicht einzusinken und um die Stürzenden zusammenzuschlagen gewohnt ist.

Wir saßen wieder auf unserem beliebten Platze, in der alten, schwarzangeräuchten Küche. Diesen Ort, den wir zuerst gemieden, hatten wir allmälig lieb gewonnen und suchten ihn gar gern

auf. Und so des Abends, wenn das Tagewerk der Köchinnen aufgehört hat, die Dünste verflogen sind, auch die Fliegen nicht mehr beläſtigen, sondern nur ganz leiſe an der Decke ſurren, die mit einer ſchwarzen, koſtbar funkelnden Steinkruſte überzogen iſt: da wurde die Küche auch ein gar poetiſcher Ort. Um den großen, uralten, wurmdurchſtochenen Tiſch herum rückte Alles traulich aneinander, und indeß auf dem Herde die letzte Gluth flackerte, erwachten gar oft und gern die Geiſter der Mittheilung, und einmal erzählte Dieſer, ein anderes Mal Jener manche alte Geſchichte und manches Erlebniß aus der hieſigen Gebirgsgegend.

Jetzt erhob die Wirthin ihre Stimme.

„Nun mußt Du daran, Schneider," ſagte ſie, „und mußt erzählen, wie Du einmal vor Jahren zur Fahrt vom Traunſtein bis herüber nach Traunkirchen zwei Tage gebraucht haſt."

Unſere Augen wendeten ſich nach dem Winkel der Küche, wo halb in Dunkel gehüllt, halb vom ſchwachen Scheine der Herdgluth beleuchtet, der Schneidermeiſter Klaus auf dem Fenſterbrete ſaß und ſeine Pfeife rauchte.

Der Schneider war gar oft Abends ein Insasse der Küche. Dort, im Kreis der guten Leute, mochte er es vergessen, daß er einsam sei und nie ein Feuer auf seinem Herde haben werde. Und was ist trauriger, als wenn ein so alter Mensch daheim einen Herd hat, auf dem es nie lebendig wird? Der Herd ist ja wirklich der Altar des Hauses, der Grundstein und das Sinnbild der in sich geschlossenen Familie, und darum liegt für alle Herzen ein Zauber im Worte: am eigenen Herd, am heimischen Herd!

Der haus- und herdlose Schneider, der oft des Abends der einzige Gast im Wirthshause war, ließ sich meist sein Glas Bier in die Küche bringen, und nahm es in die Ecke, von der aus er den Anwesenden seine stille Theilnahme schenkte. Selbst seinen alten Bekannten gegenüber furchtsam und blöde, mischte er sich nie in das Gespräch, nur dann, wenn die Kinder, wie dies oft geschah, ein Almlied anstimmten, pflegte er lebendig zu werden und mit einem unaussprechlich tiefen Baß einige Töne der zweiten Stimme anzugeben. Nun, als man ihn in Gegenwart von Fremden zu erzählen aufforderte, wollte er sich

nur noch tiefer in den dunkeln Winkel zurückziehen, aus dem zuletzt nur seine ohnehin stark geröthete Nase, vom Flackerschein des Herdes beleuchtet, hervorsah.

„Heraus, Schneider! An den Tisch, Schneider!“ rief es, und schon faßten die Buben ihren alten Freund, um ihn hervor zu zerren.

Das Glas, das er eben an den Mund hatte setzen wollen, sorgfältig in der Hand tragend, trat Meister Klaus vor.

„Da hat man's,“ sagte er. „Daß ich vom Traunstein bis nach Traunkirchen, wo ein Anderer eine halbe Stunde fährt, einmal zwei Tage gebraucht habe, das kommt Jedem spaßig vor. Und so möchten die Leute auch lachen, wenn Einer sagte, man habe ihm zwei Tage lang einen Zahn gerissen. Was er dabei für Todesangst ausgestanden hat, daran denkt Niemand!“

Nach dieser für ihn langen und peinvollen Rede wollte der Schneider wieder in seinen Winkel zurück. Aber diesmal faßten ihn die Mädchen und zogen ihn auf einen Schemel zwischen sich nieder. Diese Nähe begeisterte den Schneider, der, wie alle seine Zunftgenossen, ein Bewunderer des

Frauengeschlechts war. Er sah langsam zuerst das eine, dann das andere Mädchen an, und ein süßes Schmunzeln spielte über sein breites Gesicht.

Es war bekannt, daß der Schneider seit jener Fahrt eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser bekommen habe. Er pflegte zu sagen, daß allerhand Spuk darauf sein Wesen treibe. Was er eigentlich ausgestanden, hatten wir nie erfahren können; wir drangen also Alle in ihn, zu erzählen.

„Es wird halt wieder d'rauf hinauslaufen," sagte er, „daß ich ausgelacht werde, und man mir sagt: wärst du doch auf einem Bock herübergeschwommen! Ich aber sage: da soll der Teufel schifffahren, wenn man hinten vom Steuerruder aus nicht mehr die Spitze der Plätten sehen kann! Und so ist's damals gewesen! Einen solchen Nebel hat seitdem Niemand mehr gesehen, und Alle, die mich heute auslachen, hätten es damals nicht besser gemacht."

Wir versprachen ernst zu sein.

Meister Klaus begann:

„Im nächsten Winter werden es gerade zehn

Jahre sein, da nähte ich für meinen Nachbar eine Weste. Es war beinahe die einzige Bestellung, die ich damals vor den Weihnachtsfeiertagen bekommen hatte. Gewöhnlich hatte ich in den drei letzten Wochen zuvor alle Hände voll zu thun; diesmal standen wir schon in der Woche vor dem Christabend, und von keiner Seite wollte ein Kunde kommen. Mein Weib brummte und hatte nur böse Worte, weil sie sah, daß wir auf diesem Wege wahrlich keine fetten Feiertage zu erwarten hätten.

„Wie ich so da saß, in meinen traurigen Gedanken versunken, pocht Jemand an die Thür und der Müller von Karbach tritt in die Stube. Wenn ich ihm nicht zehn Gulden für Mehl und Gries schuldig gewesen wäre, so hätte ich mich über sein Kommen sehr gefreut; so aber, hollah! dacht' ich, der wird sich eine ganze Ladung Kleider machen lassen, und da kannst du die ganze Woche Stich für Stich thun und auf Abrechnung deiner alten Schulden arbeiten!

„So war es auch! Jacken, Hosen und Röcke, Alles sollte ich machen, nur nicht viel Geld kriegen. Der Karbach-Müller sagte:

„Ich komme schon spät, Du wirst wohl viel zu thun haben?“

„Und ich Esel antworte: „O großer Gott! ich verstehe die Leute nicht mehr! Gar nichts gibt's zu thun, als gäbe es keine Weihnachten heuer!“

„Nun dann ist's gut,“ erwiederte der Müller, „so pack' nur zusammen und komm die Woche über zu mir in die „Stör“.*) Einen Zwanziger kriegst Du noch überdies täglich. Natürlich nicht ganz, denn die Hälfte werde ich auf Deine Schuld abziehen.“

„Ich dummer Kerl sage wieder: „Recht gern, recht gern! Mit dieser Weste bin ich gleich fertig! Die Plätte vom Krämer krieg' ich zum Ueberfahren alleweil. Du kannst auf mich rechnen, Müller.“

„Der Müller war zufrieden und ging. Aber kaum war er draußen, so mußte ich mich über mich selbst furchtbar ärgern. Dabei mußte ich noch das Schelten meines Weibes anhören.

---

*) Wenn sich der Meister mit oder ohne Gesellen in ein Haus begiebt, dort bei dem Kunden selbst die Arbeit zu vollenden, wofür gewöhnlich die Kost und eine Kleinigkeit an Baarem gezahlt wird, so nennt man dies: in die Stör gehen.

„In dem Augenblick tappt wieder Jemand an die Thür, und da tritt der Schenkwirth „unter dem Traunstein“ herein.

„Du mußt mir einen Gefallen thun,“ sagt er gleich beim Eintreten, „ich bin Dein alter Kunde, zahle Dir gut, lasse Dir's an der Kost nicht fehlen, laß Alles liegen und komm gleich zu mir. Die ganze Woche über wirst Du bei mir in der Stör zu arbeiten haben.“

„So war es auch. Der Schenkwirth war ein prächtiger Kunde, gab vollauf zu essen und zu trinken, und — lieber Gott — auf die Weihnachten wollt' ich auch ein paar Kreuzer behalten, so sagte ich: „Alles lass' ich im Stich, die Plätte ist unten, ich komme gleich.“

„Der Schenkwirth geht und ich freue mich selbst darüber.

„Dennoch, als ich den Rock schon nahm, sage ich zu meinem Weibe: „Der Müller wird furchtbar fluchen! Es ist doch nicht recht, daß ich ihn so zum Narren habe!“

„Jetzt pack' Dich!“ schreit mein Weib. „Weib und Kinder müssen Dir die Nächsten bleiben!“

„Das jagt mich um so schneller aus dem

Zimmer. Ich kette den Kahn des Krämers los, steige ein, und rudere bei einem schönen, aber frostigen Wetter zum Traunstein hinüber.

„Am Weihnachtstage gegen Mittags wurde ich dort mit meiner Arbeit fertig. Der Wirth bezahlt mich und die Wirthin steckt mir noch ein Stück Bunkel*) in die Tasche.

„Du wirst," sagt mir der Wirth so beiläufig, als er mit mir bis zur Schiffhütte geht, „heute ein schlechtes Ueberfahren haben. Es geht fast gar kein Wind und der Nebel liegt gar dicht auf dem See. Ich möchte Dir rathen, Schneider, heute bei uns zu bleiben."

„Ho, wie gern," sag' ich, „wenn nur mein Weib nicht wäre, das böse Maul! Vor der sollt' ich's riskiren, am Weihnachtstag wegzubleiben! Die würde einen schönen Lärm schlagen."

„Nun," sagte der Wirth, „Dir ist nicht zu helfen. Ein Siemann'l bist Du und bleibst Du. Behüte Dich Gott und komm gut heim!" ruft er mir noch nach und trappt in's Haus zurück.

„Wüst genug hat es dazumal unter dem

---

*) Ein trockener, mit Rosinen gefüllter Kuchen.

Traunstein ausgesehen. Ellenhoch liegt der Schnee, alle Fichten schwer beladen, und krächzend fliegen die Schneetacheln am Ufer hin. Der Nebel, der um diese Jahreszeit wohl immer schwer auf dem See liegt, war wirklich so dicht, wie ich ihn mein Lebtag noch nicht gesehen habe. Daß man was vom Ufer gegenüber sehen könnte, davon ist keine Rede, ich seh sogar nichts vom Traunstein, unter dem ich stehe; ich aber stelle mir das Alles nicht so arg und nicht im Geringsten gefährlich vor und denke: Nun, da schräg gegenüber liegt Traunkirchen. Das ist meine rechte Hand, das meine linke, und da, wo meine Nase hinzeigt, soll ich hin. Ein wenig bläst der Wind vom Lande her, darnach hast du dich auch zu richten. So steig' ich in's Schiff, stoße ab und fange zu rudern an. Es hat noch Niemand gesagt, daß ich das Fahren nicht verstehe.

„Aber sonderbar! wie ich — nicht fünf Ruderschläge noch gemacht habe und mich zufälligerweise umsehe, sehe ich auch schon die Schiffhütte nicht mehr, von der ich soeben ausgefahren bin. Nun — nur gerad' aus! denk ich mir, und lass' mich nicht stören. Indessen, nach und nach wird

mir doch ganz wunderlich zu Muthe. Vor, über, hinter mir liegt die weiße, dicke Luft, ich bin wie eingeschlossen, kann nicht wissen, ob und wie ich von der Stelle komme, und es wird mir, als säß' ich auf einem hölzernen Pferde, gäbe ihm fort und fort die Sporen und käme nicht von der Stelle.

„Da mir daran liegt, recht bald zu Hause zu sein, damit mein Weib Zeit hat, noch etwas Gutes zum Abendbrod zuzurichten, strenge ich mich furchtbar an, daß mir, trotz des Frostes, der Schweiß vom ganzen Körper herabläuft. Gott weiß, wie lange ich schon gefahren bin! Eine Uhr habe ich nicht bei mir; mir kommt es aber jedenfalls schon wie eine Stunde vor.

„Sollte ich denn noch nicht am anderen Ufer sein? frage ich mich endlich. Es ist so schwer, sich zurecht zu finden, da ich nicht einmal die Spitze meiner Plätte genau sehe und folglich von der ganzen übrigen Welt ganz und gar nichts!

„Nun aber wundert mich das zu sehr! Wie solltest Du irre fahren? denke ich; der Wind bläst ja noch immer von rechts, wie er beim Ausfahren geblasen hat, so gerade wie möglich bist du auch

immer gefahren; das Gescheidteste wird sein, du fährst in der Richtung, in der du bist, immer gerade zu.

„Ich fahre zu, aber mit der größten Anstrengung. Vom Ufer ist nichts zu sehen, stockfinster ist es auch schon geworden, kein Schiffmann, den ich fragen könnte, fährt vorüber; es ist zum Verzweifeln!

„Der eine Fuß, den ich beim Rudern ausgestreckt hatte, war mit der Sohle auf der Plätte angefroren. Meine Finger waren schon so starr, daß ich das Ruder nicht in der Hand halten konnte, und doch durfte ich es auch nicht herabfallen lassen. Und wie ich so arbeite und steif und fest denke: ja, ja, da hinaus mußt du, der See muß ja doch einmal sein Ufer haben, da fängt es mir vor den Augen zu flirren an, wie im Schwindel!

„Allgemach kommt es mir vor, als wäre ich doch schon mehrere Stunden gefahren, ich stutze — und halte einen Augenblick still.

„Während dem ich die Hände in die Tasche stecke, um sie zu erwärmen, läuft mir vom Gesicht der Schweiß herunter, und die Haare und

der Bart sind von Nebel und Schweiß wie mit einem furchtbaren Reife belegt. Doch tröste ich mich: Jetzt ist doch gewiß das Schlimmste vorüber!

„Plötzlich erschallt von ferne ein starkes Glockengeläute.!

„Heiland der Welt! ruf' ich, da haben wir's! So fahr ich schon vier Stunden! Jetzt ist's sechs Uhr Abends, man läutet zum englischen Gruß!

„Hollah! denke ich darauf, jetzt mußt du nach dem Geläute doch erfahren, wo du bist. Ich kenne doch die Glocken rings herum, — aber die von Traunkirchen waren es nicht.

„Wäre ich so fehl gefahren und befände mich in Gmunden? Aber die Glocken von den Kapuzinern oder der Pfarrkirche schienen es mir auch nicht.

„Dann könnten es nur die von Ebensee sein.

„Aber die sind nicht so groß!

„Aber was liegt daran, eine Ewigkeit lang fahre ich, und gehörig dunkel ist es auch. Man läutet den englischen Gruß. Wird mein Weib toben!

„Ich werde zaghaft, wie ein Kind, und bleibe auf der Ruderbank sitzen, ohne zu rudern, und kann mich gar nicht entscheiden, wohin ich soll.

„Das Geläute schweigt schon lange. Alle Element! denk' ich dann, fahr' noch einmal in einer und derselben Richtung, und kommst du nirgend wo an's Land, so kann es gar nicht mit rechten Dingen zugehen!

„Ich fahr' und fahre. Kein Ufer, kein Blick in die Wälder, kein Berg ist sichtbar; es ist, wie wenn ich, in einem ledernen Sacke eingenäht, dahin geschleppt würde! Kein Wunder, daß mir zu Muthe war, wie wenn ich der Einzige übrig wäre auf der Welt, und so wie dieser, wie der ewige Jude, immerfort zufahren müßte, bis an's Ende der Tage!

„Zu dem Allen, stellen Sie sich vor, hatte ich nichts Warmes im Leibe! Der Frost beginnt mich zu schütteln, ich beginne kleinmüthig zu werden und möchte schon lieber das Ruder hinwerfen, da ich doch bei aller Anstrengung nichts zu Wege bringe. Auch war es so windstille, wie immer zu solch' einer Nebelzeit, daß ich gar nicht erwarten durfte, daß mich entweder der Ober- oder

Niederwind, die doch das ganze Jahr hindurch über den See hinstreichen, irgendwo an's feste Land treibt.

„O weh! dachte ich. Jetzt ist es aus mit dir! Das Wochengeld hast du in der Tasche, und wirst dir vielleicht nie mehr etwas dafür kaufen! In einer Stunde längstens mußt du erfroren sein!

„Da, wie ich so dasitze — meinem Schicksal überlassen, und wie mir so allerlei sonderbare und kleinmüthige Gedanken durch den Kopf schießen — da höre ich einen Lärm, ein Schlagen des Wassers, wie von vielen Rudern. Einen Augenblick darauf hör' ich schon deutlich, wie sie taktmäßig eingreifen. Eine Menschenstimme klingt hindurch, ein Salzschiff muß das sein, denk' ich oder eine andere große Plätte, die ganz nahe an mir, und doch, ohne daß ich etwas von ihr sehen kann, vorüber fährt.

„Da krieg' ich Muth, und rufe so laut, als ich nur vermag:

„He! wer da, Leute! Ich bin der Klaus! seht Ihr mich denn auch nicht? Wo liegt Traunkirchen?

„Die Ruderer sind ganz nahe.

„Da schallt es mir entgegen:

„Traunkirchen liegt dort, wo es gestern gestanden hat! Wenn Du zum Johannisberg kommst, sagt Dir's jedes Kind!“

„Dieser Spott bringt mich in eine neue Verzweiflung; aber ich schreie noch weiter. Aber man hört mich entweder nicht, oder kümmert sich nicht um mich, auch hör' ich kaum mehr das Schlagen der Ruder.

„Die Kniee fangen mir zu schlottern an, mein Kopf wackelt, ich falle auf den Sitz zurück und möchte fast weinen.

„Endlich fass' ich das Ruder und arbeite, eigentlich mehr, um nicht zu erfrieren, als in der Hoffnung, an ein Ziel zu kommen.

„Plötzlich stoße ich an, daß ich, ungefaßt, wie ich war, beinahe rücklings in's Wasser zurückgetaumelt wäre. Der Kahn aber, festgerannt und mit der Spitze emporgehoben, scheint auf einem Ufer zu stehen.

„Ich tappe heraus — und bin am Lande. Ellenhoch und unbetreten liegt dort der Schnee. Ich strenge meine Augen an, etwas zu sehen —

ich höre von der Höhe ein Wasser herabrieseln, Tannen und Kiefern stehen so tief, ein Haus steht im Winkel zwischen den Abhängen. — Wo bin ich?

„Groß war meine Freude — aber eben so groß der gleich darauf folgende Schrecken, als ich erkenne, daß ich in der Karbachmühle bin.

„O Gnade Gottes!“ ruf' ich aus. „Dir wird der Karbachmüller heimleuchten! Auf jedem anderen Fleckchen zu landen wäre besser gewesen, als hier! In die Stör bin ich zu ihm nicht gekommen, die Schuld abarbeiten wollt' ich auch nicht, und jetzt komm' ich gerade zum Nachtmahl!

„Wie ein Dieb schleiche ich um's Haus. Kein Fenster ist beleuchtet, die Hausthür ist angelehnt, aber ich sehe kein Fünkchen auf dem Herde.

„Was soll das bedeuten? denke ich. Schlafen sie schon? Soll ich hineingehen? Das wäre was, die Leute noch zu wecken!

„Wie abgeschreckt tappe ich der Streuhütte zu, wo ich mich in die Hobelspäne hineinwerfe und mich mit einigen Mehlsäcken, die ich im Finstern aufgreife, zudecke.

„Ich beschloß aber nicht zu schlafen, denn ich

wollte mich nur ein wenig erwärmen, und unsichtbar, wie ich gekommen war, wieder aus der Karbachmühle verschwinden, ehe noch eine Menschenseele aus dem Bette gestiegen.

„Zum Glück hatte ich noch den Bunkel in der Tasche. Ich zog ihn hervor und aß ein Stück nach dem andern davon auf, während ich hin und her dachte, wie es mir auf der Fahrt ergangen war, und wie ich jetzt dem Karbachmüller in die Hände gerathen.

„Traurig, wie ich wurde, verfiel ich auch hier wieder einmal darauf, wie mir ein Stück Bunkel, der mir jetzt so gut schmeckte, einmal das Leben gerettet, und zwar zu einer Zeit, wo ich ihn noch nicht kauen konnte, als ein neugeborenes Kind.

„Ich bin nämlich ein halbes Findelkind, und meine Mutter, die eine Magd beim Lehmbauer, einem gar harten Menschen, war, hatte mich heimlich geboren, in ein Hafersieb am Kuhstall niedergelegt und war dann wieder, als ob nichts geschehen wäre, an die Arbeit gegangen. So hat sie es drei Tage getrieben, daß man nichts erfahren hat. Nun ist es aber Gewohnheit, daß man den Kindern etwas Geweihtes beilegt; wenn man

das nicht hat, bindet man, wie Ihnen bekannt sein wird, ein Stück Brod in die Windeln, weil das ja auch schon eine Gottesgabe ist. Meine Mutter band mir in meine Windel, die aus einem schadhaften Unterrock bestanden, ein Stück vom Bunkel ein, den sie beim Lehmbauer am Sonntag gehabt hatten. Sie war ja gar zu arm. Am dritten Tage, da sie schon fürchtet, daß Alles an den Tag kommt, nimmt mich meine Mutter aus dem Kuhstall weg, läuft den Bach hinauf und setzt mich halb von Sinnen, wie sie war, im Hofe des Steinmüllers aus. Dort findet mich die Steinmüllerin am Morgen. Die Hebamme aber, die gleich dazu kommt, wie schon solche Weiber überall dabei sind, die Nase in Allem haben und Alles wissen, sagt, wie sie das Stück Bunkel sieht, das herausgefallen ist: „Das ist ein Lehmbauerbunkel, und von seiner Magd muß das Kind sein."

„Da fällt der Steinmüllerin meine Mutter ein, die früher bei ihr in Diensten gestanden, und sie dauert sie herzlich, denn sie übersieht gleich, welche Noth sie zur Weglegung des Kindes bewogen haben muß. Die brave Frau verspricht

sich meiner anzunehmen, und that es auch viele Jahre hindurch. Kurz, durch den Bunkel war es kund geworden, wohin ich gehöre, und als bald darauf meine Mutter erkrankte und starb nahm mich die Steinmüllerin völlig zu sich in's Haus, und ich verdanke ihr viele Wohlthaten.

„Doch — ich bin von meiner Seefahrt abgekommen.

„Während ich so kümmerlich daliege und jeden Augenblick denke, wie es wäre, wenn der Karbachmüller plötzlich mit einem Stecken heranpolterte, — denken Sie sich, wie man doch auf das Unschuldigste zu einem rechten Esel werden kann! — war keine Menschenseele im ganzen Hause.

„Als ich die Glocken auf dem See hörte, die, wie ich glaubte, das Ave Maria läuteten, war es schon vier Stunden später, und sie wurden gezogen, um die Leute in die Mette*) zu rufen. Der Kahn mit den vielen Ruderern, der knapp an mir vorüberfuhr, und aus dem mir die höhnische Antwort zugeschrieen wurde, war eben die Plätte des Karbachmüllers, der sich mit den Sei-

---

*) Die Messe in der Christnacht.

nigen und allen Hausleuten darauf befand, und in die Kirche nach Traunkirchen hinüberfuhr.

„Statt in der Streuhütte zu liegen, hätte ich auf das Ungenirteste in's Haus eintreten, mir ein Ueberbleibsel vom Nachtmahl wärmen, hätte die Uhr ansehen, ja mich auf zwei Stunden in das Bett des Müllers hineinlegen können! — So ist es aber, wenn der Mensch nicht weiß, was mit ihm geschieht, und ich mußte schon hundertmal deßwegen über mich selbst lachen.

„Da ich nun, wie gesagt, nichts von alledem wußte, so ängstigte ich mich jedesmal, so oft ein Stück Schnee von einem Baumast herabrollte, that auch kein Auge zu, um nicht überrascht zu werden, bis ich endlich es an der Zeit glaubte, meine Rückfahrt anzutreten.

„Warm war mir nicht, aber doch so, daß ich nicht, wie früher, auf der Stelle erfrieren zu müssen glaubte. Leise erhob ich mich und vorsichtig, daß die Holzspäne nicht zu sehr raschelten, schlich auf den Fußspitzen um das Haus herum — o ich Dummkopf! es war ganz leer und ich hätte noch ein Stück Braten mitnehmen können, wenn ich gescheidt gewesen wäre — und sprang in meinen Kahn.

„Es war nicht dunkel mehr. Schräg über dem Spitzelstein, der über mir stand, blickte etwas ganz blaß durch den Nebel, aber wirklich — jetzt erst werden Sie mich recht auslachen, — ich wußte nicht zu sagen: Ist das die Sonne, oder ist das der Mond? Manchmal glaube ich das Eine, manchmal das Andere, manchmal glaub' ich: es ist heute, manchmal: es ist gestern! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie grenzenlos verwirrt, confus, ja wie von Sinnen ich war!

„Rings um mich sah es schrecklich aus. So sollte es nach dem Untergange der Welt aussehen: nur Schnee und Finsterniß waren ringsum; es fehlte bei meinen Aengsten nur noch die Angst, daß ein wilder Eisbär, wie in Lappland, herangekommen wäre, um mich anzupacken!

„Nichts desto weniger wurde ich wieder heiterer und dachte, daß es meinen Muth recht beleben würde, wenn ich meine Pfeife im Munde hätte. Ich zündete sie an und zog mir von der Stelle aus, wo ich stand, eine gerade Linie nach Traunkirchen.

„Dann stieß ich ab und arbeitete aus Leibeskräften.

„Nachdem ich wieder eine gute Stunde gefahren war und kein Land, kein Land erblickte — warf ich das Ruder plötzlich hin, und mir kam es vor, als ob ich aus diesem Nebel, der wie ein Zaubergefängniß ohne Wände war, niemals wieder hervorgelassen würde. In meiner schrecklichen Verzweiflung sagt' ich einmal: Geht es auch heute noch so fort, so bin ich hin! Hätte ich mich doch lieber in der Karbachmühle gemeldet, und mich dafür, daß ich nicht in die Stör kam, ausschelten und zur Noth auch ausprügeln lassen!

„In diesem Augenblicke schlug die Uhr Eins! Zwei! Drei! Und so zählte ich bis Zehn!

„Genau erkannte ich die Uhrglocke auf dem Johannisberge.

„O! dachte ich, mag's jetzt Zehn oder Zwölf sein! Jetzt bist du schon beim Johannisberg und so gut wie in Traunkirchen!

„Ich fuhr auf die Richtung, von der aus mir der Schall zukam, neu belebt los.

„Aber um Himmelswillen! Eine Stunde bin ich gewiß gefahren, und komme aus dem Nebel doch nicht heraus! Taback und Bunkel sind hin, der Frost schüttelt mich, kurz, ich bin in einer

Lage, daß ich die Fahrt nicht länger mehr aushalten kann.

„Zum Rudern, das mich schon so sehr angestrengt, hatte ich kein Vertrauen mehr; mir fiel ein, so recht aus vollem Halse zu schreien, in der Hoffnung, daß mich wohl irgend Jemand hören, sich melden und mir auf diese Art eine Fahrrichtung zurufen könnte.

„Gedacht, gethan! Ich brülle, wie ein wilder Ochse, und kaum habe ich das eine Weile getrieben, richtig! da meldet sich Einer. Ich drehe mich um, da ruft von der entgegengesetzten Seite eine andere Stimme, der noch mehrere andere folgen, und fast alle durcheinander.

„Jetzt wußt' ich armer Mensch ebenso wenig, als zuvor. Gewiß war es, daß ich nahe beim Ufer war, ob aber in Traunkirchen, oder in Ebensee — wer weiß es!

„Endlich dacht' ich, von dieser Seite her kamen die Stimmen. Dahin fahre! Ich thue es langsam, thue es vorsichtig und arbeite wieder eine lange Zeit.

„Da stößt plötzlich der Kahn an festes Land.

„Ho! denke ich, jetzt hast du's getroffen; da

bist du schnurgerade gefahren. Ja, wenn sich Stimmen melden, das gibt einem die Marschroute an!

„Ich steige aus dem Kahne, um doch zu sehen, wo ich bin, und um recht schnell in's Wirthshaus zu kommen.

„Da seh' ich hoch aufgeschichtetes Holz — dort rieselt ein Bach, oder eine halbgesperrte Klause — ich gehe, scharf um mich her sehend, weiter — um Himmelswillen, da steht die Karbachmühle, wie sie ist, wieder vor mir!

„Denken Sie sich meinen Schrecken! Alles war nutzlos gewesen, was ich seit der Zeit ausgestanden, als ich das letztemal vom Lande stieß — jetzt komme ich dem Karbachmüller noch dazu in die Hände!

„Und richtig, ein oder zwei Menschen kommen heran, reden laut, — ich sehe sie noch nicht, aber der Eine ist seiner Stimme nach jedenfalls der Karbachmüller; — ich mache keine Umstände und verstecke mich hinter dem Holzstoß.

„Wie ein Dieb, der ertappt werden soll, zittere ich an allen Gliedern. Da sagt der Karbachmüller: Das Holz muß gleich fort, sobald die heiligen Tage vorüber sind.

„Sie können sich denken, wie mir zu Muthe war, wie der vom Holze sprach!

„Da sagte der Andere: Es steht ohnehin lange schon. Sehen Sie auf die andere Seite hin, dort, wo der Regen hinzu kann, da wird es schon recht faul.

„Er sagt es kaum, und schon steht der Karbachmüller vor mir.

„Da hätte ich vor Schreck umfallen können. In meinem Kopfe drehte sich Alles.

„Was macht der Schneider hier?“ fragte der Karbachmüller verwundert.

„Ich fange an mich aufzuraffen, will schnell sprechen, stottere aber erst recht, weil ich nämlich nicht weiß, was ich so blitzschnell sagen soll. Plötzlich sagte ich, ich glaube, das ist recht gescheidt gewesen:

„Nichts für ungut, Herr Müller, ich habe Ihnen in die Stör zu kommen zugesagt, aber ich hatte es dem Schenkwirth unter dem Traunstein schon früher versprochen. Es thut mir recht leid, daß ich meine Schuld bei Ihnen noch nicht abgearbeitet habe.“

„Der Müller antwortet:

„Bist du närrisch, Klaus! Heute ist ja ein heiliger Tag! Ueberdies hättest Du es nicht versprechen sollen, wenn Du es nicht halten konntest. Ich hatte Dich ja zuvor gefragt, ob Du nicht andere Arbeit vor Dir hättest. Nun, es thut nichts! Die Sachen liegen noch dort, und Du kannst Dich gleich nach dem Stephanitag daran machen.

„Herzlich froh, daß ich so loskomme, und wieder über mich selbst ärgerlich, daß ich mich vergeblich geängstigt, gehe ich mit dem Müller in die Stube. So froh ich auch war, daß ich warm saß, so glauben Sie mir's, bin ich doch in beständiger Verlegenheit vor einem jeden Menschen, dem ich etwas schulde. Das macht mich ganz verwirrt.

„Der Müller sagt: Klaus, soll ich Dir nicht einen Topf Kaffee wärmen lassen?

„Ich schrecklicher Esel sage kleinlaut: Danke, danke, ich habe heute schon zweimal Kaffee getrunken!

„Nun? so hast Du noch nicht gemittagmahlt?“ fragt der Müller.

„Hören Sie, da komme ich in eine schreckliche

Verlegenheit, und sehe mich immerfort nach einer Uhr um, um sagen zu können, ob ich gemittagmahlt habe, oder nicht!

„Auf gut Glück sage ich endlich: Ich sagte meinem Weib, daß sie mir das Essen auf die Platte stelle, bis ich Abends heimkomme.

„Da sagt der Müller: Hast Du Dir denn gestern durch doppeltes Essen den Magen verdorben?

„O Gott behüte, gab ich zur Antwort, und ich hätte mir eigentlich das Essen nicht auf den Abend aufheben sollen. Das war dumm; jetzt wär' ich froh, wenn ich es da hätte!

„Ah so, sagte der Müller, drum wolltest Du keinen Kaffee, weil Dir ein Stück Kalbfleisch lieber ist?

„Ich lache, und kriege richtig als erste Stärkung einen Teller Kalbfleisch.

„Kaum gesättigt, laufe ich schon wieder hinaus, um nach den Nebel zu sehen. Zu meinem Erstaunen fängt er sich zu zerstreuen an; es ist, wie wenn er nur zu meiner Plage auf dem See gehangen hätte.

„Ich werde heiter, stopfe mir die Pfeife und bin auch recht froh, daß Niemand von meiner schrecklichen Irrfahrt etwas ahnt. Denn da kennen Sie die

Leute hier zu wenig, um zu wissen, wie lange sie wegen so etwas, wie mir zugestoßen, den unschuldigsten Menschen auslachen können!

„Ich werde immer lustiger, trinke schon das zweite Glas Bier aus, und half auch einmal dem Müller austrinken, als dieser aus der Stube gegangen war. Es war, wie wenn ich bei der Seefahrt den letzten Wassertropfen ausgeschwitzt hätte.

„Da — in diesem Augenblicke höre ich draußen die Kette eines Kahns rasseln, gleich darauf mehrere Stimmen — darunter auch eine Weiberstimme — und was für eine! zu meinem größten Schrecken die Stimme meines eigenen Weibes!

„Ich weiß nicht, ob ich hinauslaufen und ihr schnell das Wochengeld in die Hand drücken soll, damit sie keinen Skandal vor den Leuten mache — oder was sonst das Beste sei. Aber da kommt schon mein Weib mit dem Müller herein.

„Mein Weib sieht aus, als ob es über mich herfallen wolle, und beginnt:

„Ist ein solcher Mann kein Lump, der am heiligen Tage und am Weihnachtsabend vom Hause ausbleibt und den Lohn allein durchbringt?“

„Was denn, was denn! so halte nur das

Maul! ruf' ich, und halte ihr in der Faust das Geld hin.

„Sie aber sieht es nicht und der Müller sagt inzwischen:

„Aber der Schneider sagt mir ja eben, daß er von Hause kommt! Er wollte von mir nicht einmal den Kaffee annehmen. So satt war er.

„Satt? ja, das glaub' ich! ruft mein Weib. Der gönnt es seiner Gurgel! Aber warte nur, Spitzbube!"

„In dieser schrecklichen Lage war ich auf dem Punkte, Alles zu gestehen. Das Schelten meines Weibes, von dem Sie sich freilich gar keinen Begriff machen können, ließ es aber nicht zu. Als es endlich durch Vermittlung des Müllers ruhiger wurde, fing ich die lamentable Geschichte von gestern Nacht und von heute Morgen zu erzählen an.

„Der Müller lachte unendlich, mein Weib aber wollte die Geschichte nicht recht glauben. Erst als der Müller bestätigte, daß er gestern auf seiner Fahrt in die Mette meine Rufe gehört habe, schien sie ihr glaubwürdig. Aber darum sah sie doch keineswegs versöhnt aus. Ich gab ihr mein ganzes Geld, was aber doch nicht zur Folge hatte, daß sie ein

besseres Gesicht gemacht hätte. Darauf riß sie mich aus dem Zimmer und wir fuhren über den See nach Hause.

„Da der Nebel verschwunden war, fuhren wir heim, ohne zu irren.

„Zu Hause angekommen, sagte ich zu meinem Weibe, um es in einen guten Humor zu bringen: Gehe sogleich zum Fleischhauer hinüber, und hole ein Fleisch, wie Du es willst! Natürlich meinte ich dabei, auch für mich! Sie ging und kam zurück, brachte aber ein so kleines Stück, daß ich, als ich es sah, gleich sagte:

„Das Fleisch ist schön, aber unser Zwei haben nicht genug daran. Behalte es ganz für Dich; für mich schlachte eine alte Henne.

„Sie antwortete kein Wort darauf, und hatte draußen immerfort viel zu schaffen. Ich sah in den Hof, wann sie hinausgehen und die Henne fangen werde. Da es aber nicht geschah, glaubt' ich, daß ich richtig nichts bekomme.

„Als endlich die Essenszeit herankam, brachte sie ihr Fleisch herein, das gar appetitlich aussah, und stellte es auf den Tisch. Wo ist die Henne? fragte ich, wirklich recht bescheiden.

„Sie antwortete barsch: Sie ist noch nicht gar gesotten!

„Ich, freudig überrascht, sagte freundlich: So iß nur, Lisi, iß! ich kann ja warten!

„Endlich geht sie hinaus, holt die Henne und stellt sie auf den Tisch. Aber denken Sie: wie hat sie sie gesotten? Ganz so, wie sie ist, mit allen Federn! Nur, daß ihr die Füße abgehackt waren; im Uebrigen lag sie so auf der Schüssel, wie sie sonst auf dem Miste herumlief.

„Was ist das? ruf' ich ganz entsetzt.

„Mein Weib antwortete: „Die ist kaum halb so schiech (so häßlich) wie Du bist, und Dich muß ich mein ganzes Leben lang verdauen!

„Das war mein Nachtmahl nach meiner unglücklichen Seefahrt. Ich war so empört darüber, daß ich aufstand und aus dem Zimmer ging. Aber dieser Aerger hatte doch auch sein Gutes. Ich ging in's Wirthshaus, wohin ich mich ohne diesen Vorfall gar nicht getraut haben würde."

Hier endete der Schneider seine Geschichte.

Nun war es noch düsterer in der Küche, als gewöhnlich. Die Flamme der Kerze hatte sich tief in das Gehäuse des Leuchters hinabgezogen, und

nur die alte braune Wanduhr ging munter pickend hin und her. Den Zuhörerkreis übersehend bemerkte ich, daß Manche sich still und unbemerkt auf und davon gemacht hatten, und Manche ruhig im Schatten auf der Ofenbank schliefen.

Nur ich war der Erzählung bis an's Ende gefolgt. „Schneider," sagte ich, „Ihr könnt kaum denken, wie große Aehnlichkeit Eure Fahrt, in ihrem Ausgange besonders, mit jener hatte, die vor Jahrtausenden ein gewisser Odysseus bestanden. Auch dieser irrte im Nebel und landete, ohne es zu wissen. Freilich, er hatte ein besseres Weib daheim und war ein König! Wenn ich einst im Winter an den Traunsee denke, der jetzt im Mondlicht so hell daliegt, und den man mit dem Dampfschiff in einer Stunde durchschifft, will ich mich auch Euer und Eurer Fährnisse erinnern. Schade nur, daß wenn ich die letztern erzähle, ich Euch nicht auch eine verhältnißmäßige Berühmtheit verschaffen werde."

Wir gingen auseinander.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bibliothek
der Universität
Innsbruck

Ein Abend im Irrenhause.

I.

Als ich vor Jahren einen Winter in P ..., einer größeren Stadt Mitteldeutschlands, verlebte, war Doctor Lindblatt, ein Bekannter aus früherer Zeit, beinahe der einzige Mensch, den ich zuweilen sah. Er functionirte als Secundärarzt im dortigen Irrenhause. Er hatte mich oft eingeladen, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, wo er alle Abende ungestört zu sprechen sei, aber ich unterließ es lange, denn die Entfernung von meinem Hôtel war ziemlich bedeutend. Zuletzt besiegte ich doch meine leidige Bequemlichkeitsliebe, und machte mich gegen Einbruch der Dämmerung auf den Weg, einestheils vom Wunsche getrieben, den Freund, anderntheils ein Institut, das mir noch neu war, zu sehen.

Der Weg war übrigens nichts weniger, als

angenehm. Das Irrenhaus liegt an der äußersten Grenze der großen und geräuschvollen Stadt, in einem öden und beinahe entvölkerten Viertel, auf einer, die ganze Umgegend beherrschenden Hochebene. In der Nachbarschaft erheben sich in ihrer Bestimmung verwandte Gebäude der sogenannten öffentlichen Mildthätigkeit. Sonst gibt es fern und nahe nichts, als ein Durcheinander von verwahrlosten Bauplätzen, öden Gärten und häuserarmen Gassen. Gleich beim Eintritt in dies Bereich scheint eine Stimme zu rufen: Hier hört das Leben auf! Hier beginnt die Krankheit, der Tod, und die Wissenschaft von Beiden: die Medicin. Ein ewiger Wind weht von den benachbarten Bergen herüber. Man begegnet in den breiten, öden Gassen kaum einem Menschen, höchstens fährt ein Fiaker heran, der eine Unglückliche vor der Thüre eines großen, düsterblickenden Hauses absetzt, oder es kommt eine Sänfte des Weges, die, von zwei Menschen getragen, langsam in's Spital hinaufwandert. Nur aus einem Hause tönt regelmäßig Geräusch, glänzen Lichter. Ein lustiger Rundgesang erklingt. Ist es ein Wirthshaus? Nein! Nur die Werkstätte eines Sarg-

schreiners. Es scheint dem Manne gut zu gehen in dieser Gegend.

Die Straßenbeleuchtung hatte mich auf meinem Gange schon lange verlassen, nun sagte mir auch das Pflaster Lebewohl, und mein Weg ward ein gar unfreundliches Wandern, dem Winde entgegen, durch zugige Plätze und grundlose Pfützen. Endlich hatte ich ein altmodisches Gebäude von wunderlichem Aussehen vor mir. Es war drei Stockwerke hoch, mit vielen Fenstern, jedes mit weit vorgeschweiftem Eisengitter versehen. Vom alterthümlichen Dachwerke stieg ein hoher, fast nadelartiger Thurm empor; das Haus hat das Gesicht eines Gefängnisses, aber der Wachposten fehlte. Es war dies die Irrenanstalt. Ich stieg einige Steinstufen auf, die zum Portal führten, und zog die Glocke, die gellend im Corridor wiederhallte. Ein Pförtner in pelzverbrämten Rocke schloß auf. Ich durchschritt nun lange Gänge, und kam in einen weiten Garten, dessen im englischen Styl angelegte, jetzt schneebedeckte Rasenplätze im Lichte des Mondes flimmerten. Hier erst bot sich dem Ange ein imposantes, von dem nach der Straße hin gehenden Flügel ganz ge-

trenntes Gebäude dar, dessen hundert Fenster durch die Nacht herüberleuchteten, ein wahrer Palast, dem gestörten Verstande auferbaut.

Der Einlaß hier war wieder von Formalitäten begleitet. Stock und Regenschirm wurden zurückgehalten; dann erst durfte man die Treppen hinauf, die von Gas hell erleuchtet waren. Wieder gab's verschlossene Thüren, wieder mußte man klingeln, wieder rasselten die Schlüsselbunde, der Wächter erschien, und man erhielt Eintritt in die gleichfalls erhellten Corridore.

In diesen wandelten noch, rastlos, unausgesetzt, die Irren umher, manche laut sprechend, geschwätzig, die meisten einsam ihren Weg zurücklegend, und nur mit sich selbst beschäftigt. Die meistentheils höchst ausdrucksvollen Gesichter starrten den Fremden an, die Pantoffeln schlürften auf den sandbestreuten Quarderdielen; hier und da aus einer Zelle ließ sich ein Aechzen oder Toben vernehmen.

Seltsame Welt! dachte ich. Hier wandeln gleichförmig in ihren grauen Schlafröcken die verschiedenartigsten Götter und Göttersöhne, die Weissager, Könige und Propheten, und die in

sich gebrochenen Unglücklichen, die nichts mehr besitzen, als die Empfindung ihres Leids! Hier wandeln die Lear's, die Ophelien, die Lady Macbeth's der bürgerlichen Welt, denen das Leben Tragödien aufgespielt hat, die sie um den Verstand brachten! Hier spazieren — verhältnißmäßig frei — Mörder und Brandleger, und jedes neue Verbrechen, das sie hier begehen könnten, würde nur mit dem Regenbade bestraft werden können. Man steht hier außerhalb der Gesellschaft, außer der Justiz.

Und dabei welche Gegensätze! Der Eine lacht — ich hätte beinahe gesagt: wie verrückt — neben dem Andern, der verzweifelt. Die Contraste des Lebens sind auf's Engste aneinander gerückt. Der Eine hört die Trommeln, die zu seiner Hinrichtung, der Andere vernimmt die Pauken, die zu seiner Krönung geschlagen werden — und Alles ist — ein wacher Traum der Sinne.

Nachdem ich zwei lange Corridore durchschritten hatte, kam ich endlich an eine Thüre, auf welcher „Wohnung des Secundärarztes" geschrieben stand. Ich trat ein. Lindblatt saß bei einer umschatteten Lampe, die alles Uebrige, den Stu-

dirtisch ausgenommen, dunkel ließ. Er hatte die Bücher und Papiere des Hauses vor sich und studirte. Er empfing mich auf seine gewohnte, freundlich stille, wohlwollende Weise. Sah man übrigens sein bleiches Gesicht, mit dem mühsamen, schwermüthigen Lächeln, genauer an, so hätte man befürchten können, daß dieser edle Mensch, der sich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, für die Vernunft der Leute zu arbeiten, selbst mit tief verhaltenen Schmerzen zu kämpfen habe, die vielleicht auch eines Arztes bedurft hätten.

Ich war kaum eine Viertelstunde da, als ein Mensch in der Tracht des Hauses bei Lindblatt eintrat. Es war ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, der mit gefalteten Händen und thränenden Augen den Arzt bei Seite nahm. Ich hörte, wie er ihn bat, die Todesstrafe, die über ihn verhängt sei, nicht länger zu verschieben. „Ich will keine Begnadigung," sagte er, „ich könnte sie nicht ertragen, sie würde mich erdrücken. Schenken Sie mir bald den Tod, daß ich den Mord meiner beiden Kinder büße und sühne!"

Freundlich ergriff der Doctor die Hand des Kranken, fühlte dessen Puls und legte dann seine

Hand auf dessen Stirn. Ich hörte, wie er murmelte:

„Wieder Fieber, — starkes Fieber! Wieder eine Exacerbation!“

Dann begann er mit leiser, sanft eindringlicher Stimme dem Kranken zuzusprechen, der, tief aufseufzend, allgemach in seinen Klagen verstummte, sich verabschiedete und langsam hinausging. Da bemerkte ich, daß er ein wenig hinke.

„Es gibt doch,“ sagte Lindblatt, als wir wieder allein waren, „manches eigenthümliche Schicksal in diesem Hause, manches Leben, das verdiente, beschrieben und geschildert, der Welt da draußen erzählt zu werden! Selbst dieser Unglückliche da. Er hat freilich nur seine kurze, einfache Geschichte, die unverbrämt kaum gefallen könnte. — Doch wollen Sie sie hören?“

Ich antwortete, daß mich in diesen Räumen, die der Nichtarzt selten besucht, Alles interessire, und Lindblatt begann, wie folgt:

Der lahme Jakob, den Sie da gesehen haben, ist ein Tagelöhner. Er bewohnte ein Häuschen an der Chaussee in einer der ödesten, ärmsten und traurigsten Gegenden unseres Landes. Ein unehe-

liches Kind, hat er seinen Vater nie gekannt, aber seine Großeltern von mütterlicher Seite hatten ihn zu sich genommen und erzogen ihn kümmerlich und unter mancher Mißhandlung.

Beten hatte ihn die Großmutter gelehrt, das Lesen wurde ihm von einem Winkelschullehrer mangelhaft beigebracht. Kaum acht Jahre alt, kam er als Kuhhirt in Dienst, und leistete diesen, bis er ganz herangewachsen war, bei verschiedenen Leuten der umliegenden Ortschaften.

Als er endlich bei einem Bauer als Knecht eintrat, verliebte er sich in seine jetzige Frau, die dort als Magd diente. Die Magd, älter als er, hatte sich zweihundert Gulden erspart. Jakob gefiel ihr; doch mußten die Beiden lange auf die Heirathsbewilligung warten.

Endlich kam diese, das Paar wurde getraut, der lahme Jakob kaufte sich ein Häuschen an der Chaussee, nahm seine Großeltern zu sich und lebte als Tagelöhner, indeß seine Frau, so gut es angehen wollte, durch Weben und Garnverkauf den kleinen Haushalt zu heben versuchte.

Das Liebste auf der Welt waren dem Jakob, der sehr still und eingezogen lebte, seine beiden

Kinder. Es waren — er erzählte es noch heute — zwei Mädchen, mit Wangen, wie Rosen, und Lippen wie Kirschen. Wenn er Abends von der Arbeit heimkam, war ihm nichts so süß, als beide Mädchen einander gegenüber auf die Kniee zu setzen, sie zu schaukeln und in ihrem Haar zu spielen. Um dieser Kinderliebe wegen liebte ihn sein Weib noch einmal so sehr, und vergaß, daß er der „Lahme“ war.

Indessen brachen schwere Wolken über Jakobs Haupt herein. Ein Winter kam, ein langer, harter Winter, in dem ihm alle Arbeit ausblieb, und mitten in dieser harten, schrecklichen Zeit wurde seinem Weibe alles Garn vom Boden gestohlen. Man kam nicht auf die Spur des Diebes, und der Verlust war für die Familie, die eben alle Hoffnungen auf den Verkauf des Garnes gestellt hatte, ein unersetzbarer.

Von dieser Zeit an bemerkte das Weib eine tiefe Veränderung im Gemüthe ihres Mannes. Jakob war wohl nie heiter, wie andere Burschen, gewesen. Daran mochte wohl seine Geburt, die Mißhandlungen, die er früh erlitten, und seine Armuth schuld gewesen sein; jetzt aber ging er

immer düster und nachdenklich einher und sein Weib erhielt den Tag über kaum ein Wort von ihm. Immer noch zog er die Kinder an sich, tändelte mit ihnen, küßte sie — aber immer kamen ihm dabei Thränen in die Augen; und wenn er sie am meisten geherzt, pflegte er sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und in eine finstere Ecke des Zimmers oder aus dem Hause zu entfliehen.

Der lahme Jakob war nämlich schwermüthig, und hatte in seiner schon umdüsterten Seele den Entschluß gefaßt: seine Kinder, seine beiden Lieblinge, umzubringen, um sie der Noth und den, wie er meinte, unvermeidlichen Qualen dieses Lebens zu entziehen.

Mit ungestümem Eifer suchte er nach Arbeit umher, brächte jeden Pfennig heim und rechnete dann wieder lange und lange. Die Frau, bekümmert, sprach ihm zu, munterte ihn auf, meinte, es würde noch Alles gut gehn; er aber erwiederte immer: „Und der Winter? — Es bleibt nichts übrig, Ihr werdet noch betteln gehen müssen!“

Daß er heiterer werde, trieb ihn die Frau selbst an manchem Sonntagnachmittage in's Wirthshaus. Er ging hin, setzte sich auf ein Stündchen

zu den Kartenspielern, trank wohl ein Glas Bier, blieb aber immer derselbe traurige Gast. Oft hörte man ihn seufzen: „Ach, es gibt keinen Himmel und keine Hölle! Stirbt ein Mensch, so ist's, als wäre ein Baum gefällt!“

Der Herbst kam heran, der lahme Jakob ward immer düsterer und schweigsamer. Was er in der Seele trug, welchen grausenhaften Vorsatz, welche Geburt der innigsten Liebe in einem zerstörten Hirne — das ahnte Niemand, aber Jeder konnte erkennen, daß es ihm wie ein Stein auf der Brust lag.

Eines Abends ging er, um Arbeit zu suchen, in ein benachbartes Städtchen. Es sollte eine steinerne Brücke über ein Flüßchen gebaut werden. Die Mütze in der Hand, wandte sich der Mann an den dirigirenden Maurermeister. Dieser aber rief ihm schon von Weitem, noch ehe er seine Bitte vorgebracht, barsch und demüthigend zu: „Geht! geht nur wieder, wir brauchen keine Krüppel!“

Als Jakob in sein Haus eintrat, saß seine Frau schon mit den Großeltern und den Kindern um die Schüssel dampfenden Brei's. Sie fragte

ihn, ob er Arbeit habe. „Man braucht keine Krüppel!“ erwiederte Jakob und setzte sich düster.

„Iß! iß! es wird sich schon morgen etwas finden,“ sagte das Weib und schob ihm den Löffel zu. Er aber ließ den Kopf in die Hände fallen und sagte: „Weib, Weib! wie wird's mit den Kindern! Sie werden bald nichts mehr haben. Besser, sie wären todt und begraben. Das Grab ist der Zufluchtsort der Unschuldigen, die auf der Erde nichts besitzen!“ Und nachdem die Kleinen gegessen und ihr Nachtgebet hergesagt hatten, küßte er sie innig und blieb bis gegen Mitternacht in geheimnißvollem Schweigen sitzen.

Am andern Morgen stand die Frau auf, das Frühstück zu bereiten. Jakob rührte es nicht an. Später schickte sie sich an, Erdäpfel auszugraben, und bat den Mann, sich nochmals nach Arbeit umzusehn. Ahnungslos verließ sie das Haus.

Jakob, allein mit den Kindern, die auf der Truhe spielten, glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, die That auszuführen. Er trug die Mädchen beide in's Bett, zerriß ein Tuch, das er von der Erde aufgriff — und erdrosselte beide!

Als es geschehen — und er beide reglos vor

sich sah, taumelte er auf und stieß einen schmerzlichen Schrei aus. Er hörte Jemand der Hütte sich nähern. Da packte ihn Angst, und er eilte hinaus. Es war die Großmutter, an der er scheu vorüberschoß. Sie fragte ihn, wohin er gehe. Er blieb ihr die Antwort schuldig und jagte quer über die Felder.

Die Glocken läuteten eben mit hellem Klange Mittag, als Jakob die benachbarte Stadt erreichte. Es war Wochenmarkt, aus den Wirthshäusern tönte Lärm und Gesang, die Gassen standen voll Menschen und befrachteter Wagen. Jakob drängte sich durch und suchte den Weg auf's Amt, wo er seine That anzeigen wollte. Aber die Bureaus waren geschlossen, die Beamten nach Hause gegangen. Jakob setzte sich auf die Treppe und wartete.

Indeß lief der versoffene Amtsdiener von Ort zu Ort, erzählte vom lahmen Jakob, der seine beiden Kinder umgebracht habe, und fragte, ob ihn Niemand gesehen? Dort, wo er war, suchte ihn Keiner. Leute gingen vorüber, sahen ihn auf der Treppe sitzen und weinen, und fragten ihn, was ihm geschehen. Er gab keine Antwort. Erst

als die Beamten kamen, stand er auf, trat ein, und gab Alles zu Protocoll. Er ward festgenommen und in's Gefängniß gebracht.

Indessen hatte sich in der Hütte des lahmen Jakobs gar Unerwartetes begeben. Die alte Großmutter war eingetreten und hatte die beiden Kinder ohne Lebenszeichen auf dem Bette gefunden. Sie schreit — die Mutter kommt, wirft sich trostlos und verzweifelnd über die Leichen — aber sieh! streift nicht noch ein leiser Athem des älteren Mädchens ihre Wangen? Sie legt ihr Ohr an ihr Herz — nein, es ist keine Täuschung — es klopft! noch ist das Leben nicht ganz entflohen! Sie reißt das Tuch ab, das noch immer den Hals des jüngeren Mädchens umschlungen hält — da regt sich auch das Händchen des anderen — es seufzt, es athmet auf! O Gott! die Mutter hat beide Kinder wieder! Sie leben, sie leben beide wieder! Sie sind nicht todt, der Vater ist kein Mörder!

Zur selben Zeit, wo der Vater seine Schuld bekannte, lächelten die geretteten Kinder wieder zum ersten Male!

Und bald erfährt man auch, wo der lahme

Jakob ist, man erfährt, daß er sich selbst dem Gerichte übergeben. Die Mutter nimmt ihre Kinder, das eine auf den Arm, das andere an die Hand, und eilt nach der Stadt. Da wird das Gefängniß aufgeschlossen, die Mutter tritt in das Gemach mit dem vergitterten Fenster, wo der lahme Jakob mit gefalteten Händen weint und brütet. „Deine Kinder sind nicht todt! Ich bringe sie Dir! Sie leben — leben beide!“

Aber Jakob starrt Weib und Kinder theilnahmlos an, ohne sie zu erkennen, und sagt mit strömenden Thränen:

„Ich habe sie umgebracht, damit sie nicht mehr darben und frieren! Sie darben und frieren nicht mehr!“

Da sah man, daß der Unglückliche von Sinnen war — und sandte ihn in's Irrenhaus.

Seitdem sind Jahre vergangen. Fern im flachen Lande, an der Chaussée, steht noch des lahmen Jakob kleines Haus. Der Eilwagen, der aus der Hauptstadt kommt, fährt daran vorüber; die Kleinen, die im Garten gespielt haben, kommen hervorgelaufen, freuen sich an den Farben der Kutsche und am schmetternden Horne des Postillons.

Sie klatschen mit den Händen und lachen. Aber der Vater lebt noch immer im Irrenhause, bleich und abgezehrt und ruft noch immer mit einem herzzerreißenden Ausdruck:

„Beide hab' ich umgebracht! Beide!“

Er ist ein unheilbarer Kranker dieser Anstalt.

II.

Die Geschichte des lahmen Jakob erschien mir bei all' ihrer Einfachheit rührend, und ich schwieg ergriffen.

Auch Lindblatt war verstummt und hatte sein Haupt sinnend geneigt. Plötzlich erhob er es wieder. „Hätt' ich doch,“ rief er, „über Ihren Besuch beinahe vergessen, daß ich noch bei einem Kranken nachzusehen habe. Die eben erzählte Geschichte erinnert mich daran, denn zu ihr bildet gewissermaßen die Geschichte jenes andern Kranken ein düsteres Seitenstück. Kommen Sie,“ fuhr er fort, „wir wollen zusammen noch eine Visite machen, ehe wir uns für den Rest des Abends auf die Stube zurückziehen.“

Dabei griff er nach den Schlüsseln und ging zur Thür; ich folgte.

Aber kaum herausgetreten, umringte uns eine Schaar von Irrsinnigen. Jeder hatte etwas zu sagen, zu berichten, zu fragen, jeder eine Klage anzubringen oder ein Leid zu klagen. Nur wenige blieben düster oder gleichgiltig und theilnahmlos seitwärts. Allen aber, die sich an den Arzt drängten, kam ein hagerer, bleicher, wollhaariger Jude zuvor. Beweglich wie ein Aal, schlüpfte er durch die Patienten, und hielt sich dann, um nicht fortgerissen zu werden, am Kleide des Arztes fest.

„Herr Doctor," sagte er rasch mit einer dünnen, schneidenden Stimme und im vorlauten, fast impertinenten Tone, „ich erlaube mir meine Bitte um Verbesserung meiner Kost, Vermehrung, Kräftigung und erhöhte Mannigfaltigkeit meiner Nahrungs- und Erfrischungsmittel eindringlich zu wiederholen! Ich bin doch wahrhaftig keine Pflanze, auf die es nur zu regnen braucht, damit sie gedeihe; ich bedarf zur Erbauung meines Leibes als Mensch, Prophet und König vielfältige und feine Nahrungsmittel. Ich habe soeben eine Schrift

verfertigt, in der ich alles Dieses darlege; ich erlaube mir —" dabei zog er ein Papier hervor — „sie Ihnen zu überreichen! Den Mangel an Poesie in meinem Concepte möge Niemand tadeln; er ist eben durch den Abgang jener nothwendigsten aller Erfordernisse bedingt! Der Mensch ist, was er ißt; ich aber kann eben wegen Mangel jener Subsistenzmittel, die mein Organismus fordert, nichts Besseres leisten! Nun mögen Narren und Phantasten mich immerhin für ihres Gleichen halten; so lange ich durch bessere Nahrung nicht mehr für die Erbauung meines Leibes thun kann, muß ich es mir gefallen lassen, daß mich schaale Köpfe für nichts mehr, als einen Menschen halten! Ein kläglicher Zustand! Wie ich jetzt gehalten werde, kann jeder Tag, den ich verlebe, dem langen Tage der Juden gleichgestellt werden, und in Betracht, daß ich doch der eigentliche Jude des Jahrhunderts — ein Prophet und eine gesalbte Persönlichkeit bin —"

„Lassen Sie das gut sein, Veit Taubeles," sagte der Doctor, „ich habe Eile und kann Sie in diesem Augenblicke nicht weiter anhören."

„Ich weiß," fuhr der Jude fort, indem er sich

nur noch fester an den Rock des Arztes hielt, „ich weiß es mit Bestimmtheit, daß bereits in diesem Hause ein großer Koffer mit meiner dreifachen Equipirung und meiner dreifachen Löhnung als König, Priester und Prophet angekommen ist. Ich muß gegen dieses Zurückhalten mir eigenthümlich zukommender Effecten und der durch nichts gerechtfertigten Beschlagnahme jener bedeutenden Geldsummen, die gewissermaßen drei Dotationen konstituiren, einen energischen Protest einlegen! Ich fordere von den an meine Adresse angekommenen Sachen zum Mindesten meine einfache Kleidung als Prophet. Der Mensch ist das, was er anhat, und so lange es über mir verhängt bleibt, jeder Insignie meiner Würde beraubt einherzugehen, beanspruche ich vergebens jenen Respect, der mir zukommt, jene Würdigung und Anerkennung —“

„Sie sind heute von einer unausstehlichen Zudringlichkeit, Veit Taubeles!“ sagte der Doctor ernst, „und wenn Sie so fortfahren, so werde ich mich genöthigt sehen, Ihnen für Morgen das Quantum der „Subsistenzmittel“, die Ihnen in ganz gehörigem Maaße gereicht werden, zu schmälern, statt es zu erhöhen.“

Vor dem ernsten Ausdrucke, mit dem diese Worte gesprochen waren, wich der Wollhaarige plötzlich zurück und sein rasches Geplauder war wie mit einem Messer abgeschnitten.

„Wenn Sie nicht auch solche Käuze hier hätten," sagte ich leise, indem wir weiter gingen, „es wäre wohl in diesen Räumen zu verzweifeln. Diese sind die Clowns, die Rüppel in dieser allgemeinen Tragödie."

„Leider nur für den flüchtigen Besucher solcher Anstalten, den Irrenarzt amüsiren sie nicht mehr," erwiederte der Freund.

„Hat dieser Mensch auch seine Historie?" fragte ich weiter, denn ich hatte schon gemerkt, daß der Freund heute mittheilsamer als gewöhnlich sei.

„Nein, kaum," erwiederte Lindblatt. „Seltsamer Weise hat Veit Taubeles gar keine Geschichte; er ist einfach über den Talmud verrückt geworden. Allmälig entwickelte sich ein ungeheurer Stolz in seiner Brust, daß er so gelehrt und so nahe daran sei, ein Licht des Glaubens zu werden — er war durch seine Gelehrsamkeit die Freude und der Stolz seiner Verwandten geworden — da contrastirte die hohe Stellung, die

er ideell unter den Exegeten und Schriftgelehrten einnahm, gar zu grell mit dem Hunger, den er litt, dem zerrissenen Rocke, den er tragen mußte, und er ward Das, was er heute ist."

„Da haben," fuhr er fort, „jene beiden hagren Gestalten, die dort mit aschgrauen, eingefallenen Wangen, finster neben einander hinschleichen, schon eine eigenthümlichere Geschichte. Sie liefern auch den Beweis, wie der Irrsinnskeim in einer ganzen Familie liegen kann, und oft nur auf einen Zufall wartet, um sich zu entwickeln. Sie sehen da zwei Brüder, Thomas und Adalbert Hyust. Ein altes Weib, das wir drüben auf der Abtheilung der Frauen antreffen können, gehört zu ihnen. Vor ungefähr vier Jahren, da der Winter gar so lange dauerte, stahl Thomas, der jüngere Bruder, des Nachts etwas Holz im herrschaftlichen Walde. Aber der Waldwächter sah eine Gestalt im Mondscheine und folgte ihr, als sie mit einem Schlitten fortrannte, bis zum Hause, wo die beiden Brüder mit ihren Frauen und Kindern gemeinsam lebten. Man brach ein, die Holzbündel fanden sich in der Hausflur, der Diebstahl war unläugbar — da trat Adalbert, der

ältere Bruder hervor und nahm die That auf sich. Einerseits bewog ihn dazu die Liebe zum jüngeren Bruder, anderseits die Meinung, daß er als Bauer für den Holzfrevel nicht so hart gestraft werden würde, wie Thomas, der Tagelöhner. Aber in diesem Punkte irrte er sich; das Strafmaß ward auf's Strengste gefällt und über die Lesung des Urtheils, das ihn wegen einiger Scheite Holz zu einer halbmonatlichen Gefängnißstrafe und fünf Gulden Kostenersatz verurtheilte, ward er wahnsinnig.

Diese Nachricht des Schreckens trifft den jüngeren Bruder, als er eben Sonntags aus der Kirche heimkommt. Die Schmach und das Unglück, das seinen Bruder, der sich edelmüthig für ihn geopfert, unverschuldet getroffen, zerschmettert ihn. Er wird unruhig, verläßt Arbeit und Haushalt und — versinkt in Irrsinn, wie der Andere. Aber das Maß des Unglücks, das über das Haus der beiden Brüder hereinbrechen sollte, ist nicht voll. Ein Jahr darauf besucht die greise Mutter der Beiden ihre Söhne im Irrenhause. Zuerst will sie in den blassen, verstörten, verthierten Gestalten, die man ihr gegenüberstellt, ihre einst

blühenden Söhne gar nicht mehr wiedererkennen — da entbindet mit einem Male die furchtbare Thatsache alle jene unheimlichen Mächte, die verschlossen und verborgen in der Natur dieser unglücklichen Familie geschlummert zu haben scheinen. Die alte Frau fängt an zu rasen .... Wir haben sie hier behalten müssen!"

„Genug, genug!" rief ich. „Ich glaube kaum den Muth zu finden, mehr zu hören! O, in welchem Orte wohnen Sie hier, in welchem Orte!"

„Es ist in der That," erwiederte der Freund, „eine Art von Gehennah, ein Ort der Verdammten, und wie die Hölle des Dante hat er Kreise um Kreise, die immer düsterer und grauenvoller in die Tiefe hinabgehen."

„Bleiben Sie," setzte er lächelnd hinzu, und hielt die Hand fest, die ich ihm entziehen wollte, „ich bin Ihr Führer, Ihr Virgil. Wir sind übrigens an der Thür, zu der ich Sie geleiten wollte."

Und der Schlüssel drehte sich im Schlosse.

III.

Das Zimmer, in das wir traten, war geräumig und reinlich, und glich allen übrigen, die ich bisher in diesem Hause gesehen. Auf einem Bette lag die abgezehrte Gestalt eines Mannes, der, fortwährend kurze, abgebrochene, durch die Schnelligkeit, mit der sie gesprochen wurden, größtentheils unverständliche Sätze vor sich hinplaudernd, sich rastlos aus einer Lage in die andere warf, als ob jedes seiner Glieder an einem Drahte auf- und abgezogen würde. Der Blick des Kranken, aus dunklen, eingefallenen Augen, war wild, starr auf einen Punkt an der Decke gerichtet, von Zeit zu Zeit holte er tief Athem und blieb ein paar Secunden lang ruhig, dann begann er seine rastlose, unbegreifliche, erschreckende Arbeit mit dem Hin- und Herwerfen der Glieder von Neuem.

„Der Mann, den Sie da sehen," sagte der Freund, nachdem er den Unglücklichen eine Zeitlang beobachtet, und dann dem Wärter, der im Hintergrunde des Zimmers stand, einige Aufträge gegeben, „der Mann, den Sie da sehen, und der wohl mit schnellen Schritten seinem Ende ent-

gegennaht, ist ein ehemaliger Fabrikant, der, nachdem er seine Fabrik andern Händen übergeben hatte, nach Böhmen übersiedelte, und sich in S...., einem kleinen, hübsch gelegenen Grenzorte niederließ. Ein Wittwer, aber ohne Kinder, und noch in den besten Jahren — so nennt man ja die Vierzig — boten sich ihm in seinem neuen Wohnorte zahlreiche Partien dar, und er heirathete bald ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen aus gutem Hause. Wir haben sie vor einigen Tagen hier gesehen. Ein zarteres, lieblicheres Geschöpf ist kaum denkbar.

Trotz des Abstandes der Jahre zwischen den beiden Gatten war die Ehe eine recht glückliche. Ein Knabe wurde den Beiden geboren, und nahm bald die ganze Sorge der jungen Mutter in Anspruch. Inzwischen hatte Oswald — so hieß unser Fabrikant — eine schöne, aus Feldern und Gärten bestehende Besitzung unfern der Stadt angekauft, und verbrachte auf ihr die größte Zeit des Tages. Es entging der Frau nicht, daß allmälig eine Veränderung in seinem Charakter vorging. Von jeher zu heftigen Ausbrüchen des Zornes gereizt, ward er allmälig immer reizbarer.

Die sanfte Frau schob es auf die Rechnung seiner verschiedenartigen Unternehmungen, die natürlich mit Sorgen und Ungewißheit verbunden waren.

In dieser Zeit kam im Städtchen eine Familie an, die vor Jahren mit Oswald bekannt gewesen war. Es fiel der Frau auf, daß der Mann die Nachricht ihrer Ankunft mit Unwillen und wie mit einer Art geheimer Angst aufnahm. Doch da war nicht auszuweichen. Die Neuangekommenen besuchten Oswald, erneuerten die alte Bekanntschaft, und die beiden Frauen, von beinahe gleichem Alter, schlossen sich einander an. Die Frau bemerkte nicht, daß Oswald ihre Gänge zu ihrer neuen Freundin, die auch ihre Nachbarin wurde, ungern sah und sie jedesmal prüfend betrachtete, wenn sie wieder von einem Besuche nach Hause zurückkehrte.

Und doch hatte es die junge Frau nicht selten nöthig, ihr Herz bei einer theilnehmenden Freundin auszuschütten! Sie war oft sehr traurig darüber, daß ihr Mann sein Söhnchen, das der Mutter Glück und Freude war, nicht so zu lieben schien, wie es dies nach ihrer Ansicht verdiente. Ja, Oswald schienen jedesmal düstere, unheimliche

Gedanken zu überkommen, wenn er — was übrigens selten geschah — das Kind zwischen die Kniee nahm und ihm in die Augen blickte. „Kein Knabe," sagte er einmal, „hättest Du werden sollen! Du wirst als solcher mein Gemüth erben, und Alles, was in mir düster und schrecklich ist, wird in Dir doppelt schrecklich erscheinen!"

Dies war wohl nur ein müßiger Einfall, aber die Frau konnte nicht umhin, sich über diesen Ausspruch viele Wochen zu ängstigen und auf die verschiedenste Art zu deuten.

Allmälig ward Oswald immer finsterer und schweigsamer. Einmal, nachdem er spät zum Nachtessen nach Hause gekommen war, und was ihm vorgesetzt wurde, ohne ein Wort zu reden, verzehrt hatte, ließ er den nun fünfjährigen Knaben an sich heran kommen, und sah ihm lange in die Augen.

„Wenn Du mir doch nicht so glichst!" sagte er. „Aber Du hast meine schwarzen Augen, jeden Zug von mir, und mein schwarzes Haar. Du bist wie jener Andere — —"

„Wie welcher Andere?" fragte die besorgte Mutter.

„Du weißt," sagte Oswald — „daß ich aus meiner ersten Ehe auch einen Sohn hatte. Er starb — ungefähr im Alter unseres Arthur."

„Arthur ist das gesündeste Kind!" rief die Mutter.

„Was weiß man davon?" entgegnete der Vater. „Die Kinder erben unsere Krankheiten, Keime körperlicher und geistiger Uebel, die in uns liegen. Besser, nie geboren werden, besser früh sterben, als mit jeder Minute, die man lebt, dem Tage entgegen gehen, wo nach einem dunklen Beschlusse das Unheil in uns zum Ausbruche kommen muß."

„Aber welcher schreckliche Gedanke! Wie kommst Du darauf?"

Oswald schwieg.

So aufgeregt war die arme Frau nach diesen Reden Oswalds, daß sie, wie an den Stuhl gebunden, sitzen blieb, nachdem sich dieser bereits, um schlafen zu gehen entfernt hatte. Lange starrte sie, wie fassungslos, auf den Boden, suchte nach einem Schlüssel dieser seltsamen Worte und fand ihn nicht. Endlich raffte sie sich auf und führte mit leisen Schritten ihren Knaben in das nebenanstoßende Gemach, wo er unfern den Betten der

beiden Gatten seine kleine Ruhestätte hatte. Oswald lag bereits in tiefem Schlafe.

Doch die Frau fühlte, daß sie noch nicht würde schlafen können. Sie ging in das Sitzzimmer zurück, öffnete das Bureau, zog ein Blatt Papier hervor, und begann einen Brief an ihre Mutter. Der Vater, ein Beamter, war, seit einem Jahre ungefähr, nach Galizien versetzt worden.

Es gibt wohl kaum etwas Unheimlicheres, als das herausgepreßte, angstvolle Aufschreien eines Menschen aus dem Schlafe. Nicht mit Unrecht weis't es der Volksglaube Denen an, die mit dem Geheimnisse eines Verbrechens belastet sind. Wo diese mißtönenden Laute, von den Lippen eines Schlafenden unheimlich geformt, die Stille der Nacht zerreißen, in der bisher nur der Pendel der Uhr gleichförmig hin- und hergegangen, erschreckt der Wachende und glaubt einen Ton aus einem andern Lebenskreise zu vernehmen. Dreimal ertönte ein solcher angstvoller Ruf aus dem nebenanliegenden Zimmer, dann hörte die Frau, wie sich Oswald, tief aufseufzend, herumwarf und weiter schlummerte.

Immer noch schrieb sie. Da hört sie plötzlich,

daß ihr Mann sich aus dem Bette erhoben hat und — als ob er etwas suche — rasch im Zimmer umhergeht. Dann ist es still. Sie öffnet, das Licht in der Hand haltend, die Thür, und — muß sich krampfhaft an dem Thürflügel halten, um nicht zusammenzubrechen. Mit stieren, aber gleichsam erstarrten Augen — mit einem Antlitz, auf dem jeder Zug Entsetzen und Verwilderung malt — ein Messer in der Hand, steht der Vater vor dem schlummernden Knaben — schon im Begriffe, ihm das Eisen durch die Brust zu stoßen. „Oswald!“ ruft die Frau mit einem Schrei — da scheint er aus einem Traume zu sich zu kommen — das Messer fällt aus seiner Hand — und, wie um nicht umzusinken, krallt er sich an der Mauer fest.

„Die schwarze Frau!“ — ruft er noch — das Uebrige erstirbt in tonlosem Lallen.

Am andern Tage besucht Frau Oswald ihre Nachbarin. Ihre Thränen, die sich nicht dämmen lassen wollen, verrathen bald, wie es ihr um's Herz ist. Endlich sagt sie, daß sie um den Gemüthszustand ihres Mannes besorgt sei, und doch Niemandem Alles, was sie bedränge, mittheilen könne.

Die Nachbarin schweigt eine Zeit und beginnt dann zögernd:

„Vielleicht ist es meine Pflicht, Ihnen über den Zustand Ihres Mannes, der Ihnen so viel Sorge gibt, etwas mitzutheilen.“

„Reden Sie, reden Sie!“ —

„Aber Sie müssen nicht zu sehr erschrecken —“

„Die Frau erblaßt und sagt mit bebenden Lippen: „Nein, nein!“

„Ihr Mann,“ sagte die Nachbarin, „war einmal geisteskrank. Er wurde in's Irrenhaus gebracht —“

Sie zögerte wieder, da sie ihre Freundin blaß wie die Wand werden sah.

„Man glaubte nicht, daß er jemals wieder hergestellt und wieder frei werden würde. Er hatte nämlich in seinem Irrsinne eine gräßliche That ausgeübt. — Er hatte den Sohn, den er aus erster Ehe hatte, in einem Anfalle von Raserei umgebracht.“

Der Knabe Arthur spielte zu den Füßen der Frau Oswald. Mit einer wilden Handbewegung riß sie ihn zu sich, daß er erstaunt zu seiner Mutter hinaufsah.

„Ja, ja," fuhr die Nachbarin fort, „er hat seinen Sohn umgebracht, ein Kind von fünf Jahren. Er schnitt ihm die Kehle durch, Gott weiß, in welchem Wahne! Als man ihn einzog, sagte er, eine schwarz verhangene Frauengestalt sei immerfort vor ihm hergegangen und habe ihn zur That getrieben. Er wolle sein Kind davor bewahren, einst in Irrsinn zu verfallen, wie er selbst. Was lebt nicht unerklärlich in dem Kopfe eines solchen Menschen —"

Die Frau begann am ganzen Leibe zu zittern, denn sie erinnerte sich, daß ihr Mann auch diesmal wieder von einer schwarz verhüllten Frau gesprochen habe.

Man kann sich denken, in welcher Gemüthsverfassung die Arme nach Hause ging und die nächste Zeit verlebte. Tag und Nacht zitterte sie für das Leben ihres Lieblings, Tag und Nacht klopfte ihr Herz in krampfhafter Spannung, Tag und Nacht belauschte sie das Gemüthsleben ihres Gatten. Endlich faßte sie den Entschluß, sich von ihrem Kinde zu trennen und es der Obhut der Großeltern zu übergeben. Oswald willigte ein, und der Knabe schien der Gefahr entrückt,

die ihn — villeicht schon lange — unheimlich umschwebt hatte.

Jahre vergingen. In Oswalds Gemüth schien nach einer Periode krampfhafter Aufregung wieder eine Zeit der Ruhe, vielleicht der Abspannung eingetreten zu seiu. Er ward fügsam und gab in Allem nach. Ueber jene Nacht und seinen frühern Zustand bewahrte er ein gleichsam schamhaftes Stillschweigen. Da stellte sich im Herzen der Frau allmälig wieder das Gefühl des Vertrauens ein, die Hoffnung, daß milde Geisterhände die schlummernden wilden Elemente in der Brust ihres Gatten für immer beruhigt hätten. Das Ereigniß jener schrecklichen Nacht trat wie ein böser Traum in den Hintergrund der Seele zurück, dorthin, wo alle unsere überwundenen Schmerzen ruhen, wo unseren Todten schlafen . . .

Der kleine Arthur war nun schon drei Jahre abwesend. Da erwachte in der Brust der Mutter der ungestüme Wunsch, ihn wiederzusehen. Das Weihnachtsfest stand vor der Thüre. Die Nachbarin, die um Rath befragt wurde, ob man wohl den Kleinen herüberholen dürfe, sagte nicht Ja, noch Nein, äußerte Bedenken, und überließ es

endlich der Mutter selbst, Alles zu entscheiden. Aber der Drang der Frau, ihr Kind wenigstens auf einige Tage wieder bei sich zu haben, überwog Alles. Ein Brief wurde geschrieben, der Kleine aus dem Pensionat, in das er eingetreten war, abgeholt Und bald lag er an der Brust seiner Mutter.

Der Weihnachtsabend kam heran, die Mutter hatte Alles zu einem Feste für ihren Liebling bereitet. Auch der Vater, der beim Anblick des Kindes wieder stumm geworden, als ob alte Erinnerungen jählings über ihn hereinbrächen, hatte zu den vielfachen Geschenken beigesteuert.

In ihrer überschwänglichen Freude, ihr Kind wieder bei sich zu haben, wollte die Frau auch einen Theil ihres Glücks auf andere, ihr im Leben fernstehende Menschen ausschütten. Im Dachstübchen des Hauses, das Oswald gehörte, wohnte ein kleiner buckliger Schneider mit einer Frau und fünf Kindern. Frau Oswald bedachte sie reichlich mit warmen Kleidern für den Winter, und sogar mit einem Weihnachtsbaume, einem verjüngten Abbilde des Baumes, den sie für ihren Sohn aufgestellt. Die Kinder des Schneiders

tanzten um ihn her, sprachen aber wieder von Zeit zu Zeit vor den noch weit reicheren Geschenken, die der glückliche kleine Arthur im ersten Stockwerke erhalten habe, und die er ihnen vielleicht morgen zeigen würde.

So kam die Nacht heran über das Haus und über alle schneebedeckten Dächer. Die schweren Glocken hatten schon lange ausgetönt von ihrem lauten Jubel zur Feier der Christnacht, und es ward Alles still.

Der Nachtwächter hatte eben Morgens um drei Uhr die Stunde abgeblasen, als er eine halb angekleidete Magd aus Oswalds Hause jählings herausstürzen und ihm entgegen rennen sah.

„Helft! Helft! Unser Herr ermordet sein Kind!“ schrie sie ihm entgegen.

Der kleine bucklige Schneider war, da er Arbeit hatte, erst um ein Uhr zu Bette gegangen, jetzt hörte er den Lärm, sprang auf, öffnete das Fenster und forschte hinaus.

Da hörte er die Frau Oswald rufen: „Um Herrn Christi Willen, Du hast das Kind erschlagen!“

Der Schneider erschrak. „Kinder,“ sagte er zu

seiner Frau und den Kleinen, die sich um ihn gesammelt hatten, „ich will lieber gar nicht wissen, was da eigentlich geschieht. Sperren wir die Thüre."

Da hörte er aber, daß schon die Nachbarn und der Nachtwächter herbeieilten, und das gab ihm wieder Muth. Er ging die Stiege hinab und trat auf die Schaubühne der Begebenheiten.

Da lag der Knabe todt und schon verblutet auf den Dielen. Daneben eine blutige Axt. Mitten im Zimmer aber stand der fürchterliche Vater, starrte mit seinen verglasten Augen in die Oede und rief: „Ich mußte es thun — die schwarze Frau ging vor mir her und hat mir's geboten."

Sie sehen, in welchem Zustande er sich seit diesem Tage befindet. —

Lindblatt war mit seiner Erzählung zu Ende. Noch waren wir im Zimmer des Kranken. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er, der schon seit mehreren Tagen bewußtlos war, nicht seine eigene Geschichte hatte mit anhören können. Inzwischen hatten sich seine Delirien sehr gesteigert. Seine Bewegungen wurden immer ungestümer, sein hastiges Sprechen immer unverständ-

licher, bis es zu einem dumpfen, monotonen Murmeln hinabsank.

„Er überlebt die heutige Nacht nicht!“ sagte der Freund. „Wärter, wechseln Sie das Eis auf seiner Stirn! Die Arznei wird bei Seite gestellt! Desto fleißiger reichen Sie dem Kranken das Getränk.“

Dann gingen wir — als ob wir den Unglücklichen noch stören könnten — unwillkürlich mit leisen Schritten hinaus.

Wieder im Zimmer des Freundes angelangt, konnte ich lange auf keinen Gesprächsstoff kommen, der die soeben erhaltenen Bilder und Eindrücke verwischt hätte. Erst als der Theekessel seinen leisen Gesang anstimmte, die Cigarren angesteckt wurden, der Freund aus dem Schranke das krystallene Gefäß mit Rum hervorholte, und davon ziemlich viel in unsere Tassen goß, wurde mir behaglicher zu Muthe, und ich begann von der fröhlichen Sommerreise zu erzählen, die mich endlich hieher in dies Winterquartier gebracht.

Es war Mitternacht geworden, ohne daß ich es merkte.

Eben wollte ich mich erheben und meinen Rück-

weg durch die freudlose Winternacht antreten, als sich die Thür leise öffnete, und der Wärter, den wir bei Oswald gelassen hatten, vor uns erschien.

„Sogleich!“ sagte der Doctor, und griff nach seiner Hauskappe. „Gehen wir,“ fügte er hinzu, indem er sich an mich wandte, „noch einmal auf Nummer Vierundvierzig. Es ist wohl das letzte Mal.“

Wir traten abermals in die vorhin beschriebene Zelle.

Oswald lag ruhig und abgespannt da. Nur zuweilen entschlüpfte ihm eine automatische Bewegung, die er mit einem unverständlichen Lispeln begleitete. Seine Miene waren friedlich und drückten eine gewisse Selbstbefriedigung aus.

„Ich befinde mich außerordentlich wohl,“ sagte er endlich mit leiser Stimme. — „So leicht ist Alles an mir — ich bin wie neugeboren!“

Langsam stemmte er sich auf eine Hand auf und streckte den Kopf nach dem Arzte zu, vertraulich, als wolle er ihm eine freudige Botschaft mittheilen.

„Herr Doctor! Nicht wahr, Sie hätten nicht geglaubt, daß ich so gesund werden kann, wie ich heute bin?“

Er fuhr mit wichtiger Miene fort:

„Vor einer halben Stunde, um Mitternacht, auf den Schlag, hab' ich die schwarze Frau wiedergesehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und schien so mild und versöhnt! Sie hatte meine zwei Kinder auf den Armen — meine zwei Knaben — und die sahen so blühend aus — und so geputzt — ach, so geputzt! — sogar ein heller Glanz, wie ein Heiligenschein, umgab ihre Köpfchen — aber —“

Da verdüsterte sich sein Gesicht.

„Die schwarze Frau kommt wieder — sie tritt zwischen Sie —“

Er sagte es kaum — hatte kaum den Finger erhoben, mit dem er in den leeren Raum hineinzeigte — da wurde er wieder starr vor Entsetzen, nur die Augen, die stark hervorgetreten waren, bewegten sich hin und her, als ob sie Jemandem, der in der Stube umherwandelte, festgebannt folgten.

„Sie kommt immer näher“ — rief er — „im-

mer näher.“ — Wir wichen, wie von geisterhafter Furcht gepackt, zurück.

Ein Schrei! — Er sank zurück und war todt!

Der Müller vom Höft.

Dies ist die ird'sche Welt, wo Böses thun
Oft löblich ist und Gutes thun zuweilen
Schändliche Thorheit heißt.

Shakespeare.

Unusquisque tantum juris habet,
quantum potentia valet.

Spinoza, tract. poiit. c. 2.

I.

Der Küster stand im Thurme und zog mit aller Macht die Glocke, daß ihr schwerer Schall weit hinaustönte in das Land, das in seinem ersten Frühlingskleide wellenförmig bis an das Meer hingebreitet dalag. Die Sonne war aufgegangen und beschien mit hellen Strahlen die Dächer der alten Stadt Nienburg, aus deren Thor sich eben ein schwarzer Zug hinausdehnte, so lang und breit, als wolle die Stadt auswandern bis auf den letzten Mann.

Ein Wagen, der einen Abhang rasch hinabgefahren, mußte plötzlich, knapp vor der Brücke bei den Weiden, still halten unter anderen Fuhrwerken und Menschen, die schon früher dagewesen und nun warten mußten, denn der Gerichtsdiener Süpple, den Dreimaster martialisch aufgepflanzt,

ging, mit dem Stocke Ordnung haltend, umher, und Niemand vorließ, bis der Zug vorüber. Plötzlich waren die Bäume am Wege wie mit einem Zauberschlage mit Gassenbuben bevölkert, die wie Affen lärmten, und ein Geräusch von Stimmen erscholl, durchmischt von Pfeifen und Zischen. „Sie kommen — er kommt!“ hieß es von allen Seiten.

Vom Rathhausthurme begann das Sterbeglöcklein zu läuten.

Der Mann, dem das „er kommt“ galt, war kein Anderer, als der Henker, der zu Pferde saß und von einem Trupp Reiter begleitet war. Er trug eine rothe Weste, eine Pelzmütze, einen Rock mit Schnüren verbrämt und schwarze Tuchhosen, die in hohen Stulpstiefeln staken. Im scharfen Trapp kam er daher, von Aller Blicken verfolgt, bis er in einer Staubwolke verschwand.

Der stattliche Müller Reinbacher beugte sich aus seiner Kalesche hervor und sagte zu seinem Knechte, der, um besser zu sehen, sich auf den Kutscherbock gestellt hatte: „So komme mir noch einmal, Wendelin! Darum also hast Du Dich in der Zeit geirrt und bist nun wie toll den Berg

hinunter gefahren, daß es uns das Leben hätte kosten können? Sieh', wie die Pferde schwitzen, Tollkopf!"

„Verzeiht, bester Herr," antwortete Wendelin, „um Alles in der Welt hätte ich das nicht versäumen mögen. Hab' ich es doch in meinem Leben nie gesehen!"

„Wär' wohl auch kein Schaden, wenn Du's nie gesehen hättest," erwiederte der Müller. „Ich meinerseits wäre am liebsten von der ganzen Geschichte weggeblieben."

„Ihr wolltet doch auch Eueren Anwalt aufsuchen?" meinte der Knecht.

„Nun gut, gut," sagte der Müller, „jetzt sind wir einmal da. Sieh' nur zu, daß wir gut durch das Gedränge kommen."

Der Gerichtsdiener, der noch kurz zuvor ein paar Handwerksburschen mit furchtbar strenger Miene zurückgewiesen, trat an den reichen Müller ehrerbietig heran und rückte den Hut. „Auch hieher gekommen, das Schauspiel mit anzusehen, Herr Gevatter?"

„Der Wendelin hat's gewollt, da muß ich mich schon fügen," erwiederte der Reinbacher gutmüthig.

„Ja, ja, es ist ein recht ergreifendes Schauspiel," sagte der Gerichtsdiener, „und man bekommt da einmal wieder eine rechte Idee von der Größe und Herrlichkeit menschlicher Gerechtigkeit. Jungen Gemüthern ist das wohl zu gönnen. Ich sage, es schreckt die Bösen ab und befestigt die Guten. O, es ist ein großes Schauspiel!" — — „Wendelin," fuhr der Gerichtsdiener leiser fort, „noch ein Stückchen darf Er vorfahren — aber nicht zu weit; wird auch von hier Alles recht gut ausnehmen können."

Der Wagen fuhr im Schritte weiter.

„Es ist eigentlich gar kein übler Mensch, den sie da judiziren — ungefähr drei und zwanzig Jahre alt —, und couragirt ist er, als ging' es zur Kirmeß. Würde einen prächtigen Soldaten abgegeben haben! Gestern Vormittag hat er ein paar Stunden mit dem Geistlichen zugebracht, ist dann im Gefängniß herumgegangen, hat mit Appetit gegessen und der Kerkermeister hat ihn noch pfeifen hören. Sein größter Kummer war heute, daß er in seiner grauen Gefangenenjacke zum Galgen soll, wo er sich dabei so vielen Menschen zeigt."

So schwatzte der Gerichtsdiener, vertraulich an den Wagen gelehnt, mußte sich aber plötzlich entfernen, denn der Zug war da.

Der Henkerkarren fuhr nicht gerade so schnell, als daß man den Delinquenten nicht genau in Augenschein hätte nehmen können. Er war in der That ein hübscher junger Mann, bleich, mit kurzem schwarzem Haar, kräftig und schlank gebaut. Seine Lippen kräuselte ein, wohl nur künstlich aufrecht erhaltenes Lächeln — denn seine großen, schwarzen, funkelnden Augen waren mit verzehrender Unruhe auf einen dunkeln Punkt gerichtet, der auf einem der Gipfel des benachbarten Hügelzuges sichtbar war. Ein Geistlicher, der ihm zur Seite stand, sprach zu ihm, gewiß ohne daß er viel davon hörte.

Ein Piquet Dragoner mit blanken Cuirassen, die Zöpfe frisch gewichst, umgab den Wagen. Sie hatten die Degen gezogen und saßen mannhaft auf ihren stattlichen Holsteinern. Unmittelbar hinter ihnen schloß sich die Menge compact zusammen, und die ganze Masse schob, drängte, wälzte sich vorwärts, um bei der Execution mit anwesend zu sein. Wendelin blickte mit Weh-

muth auf die Vorrückenden und schien zu rufen: „Wär' ich mit dabei!“

Der Müller verstand seine Geberde und sagte: „Seltsame Neugier, die ich nicht begreife! Indessen, Wendelin, wenn es Dir eine so große Freude macht, einen Menschen hängen zu sehen, so steige aus. Ich komme auch allein zum Anwalt. Im „Hirsch“ finden wir uns.“

Der Bursche sah seinen Herrn groß und freudig an und händigte ihm rasch die Zügel ein. Mit einem Sprunge war er vom Bocke herab und war, während der Müller seinen Wagen in die Stadt lenkte, bereits in der Menge verschwunden.

Der Advocat war zu Hause, aber die Nachrichten, die er dem Müller gab, taugten wenig. Es zeigte sich wieder, welche mächtigen Feinde dieser reiche und stolze Mann im Rathe der churfürstlichen Regierung habe.

Unmuthig kam Reinbacher nach langen Verhandlungen im Wirthshause zum silbernen Hirsch, dem Rathhause gegenüber, an, wo ihn Wendelin bereits erwartete. Die Wirthin, eine volle, noch gut aussehende Frau, begrüßte Reinbacher auf's Freundlichste und wies ihm vor einem gedeckten Tische

den besten Platz an. Aber der Müller war düster und wortkarg. Wendelin, der den Kopf von Allem voll hatte, was er gesehen, wollte fortwährend eine Rede beginnen, und hätte am liebsten Alles haarklein erzählt, aber er sah seinen Herrn in schlechter Laune und schwieg verlegen.

Allmählig füllte sich die Stube mit Gästen. Der Morgen war nun doch einmal durch das Tagesereigniß unterbrochen, und die aufgeregten Geister forderten einen Trunk. Der Krämer, der Küster, der Posthalter, der Bäcker, lauter Bekannte des Müllers, traten herbei, und das Gespräch über die Hinrichtung ward allgemein. Reinbacher konnte, so unlieb es ihm war, die Ohren der brennenden Tagesfrage doch nicht verschließen, und wurde zuletzt in den Strudel der Meinungen hineingerissen.

Merkwürdiger Weise stellten alle älteren Leute, die den Kornergeorg als Kind gekannt haben wollten, die Ansicht auf, daß sie ihn eines Verbrechens, wie eines Raubmordes, nimmermehr fähig gehalten hätten. Dazu trat noch der Umstand ein, daß in der Führung des Prozesses allerlei kleine Willkührlichkeiten begangen worden

waren, was von den erwähnten Personen als eine Bestätigung aufgefaßt wurde, daß der Hingerichtete, wenn auch nicht schuldlos, doch ein Verbrecher aus Leidenschaft und heißem Blute gewesen. Als sich die Meinungen ziemlich einmüthig nach dieser Seite geneigt hatten, erhob der Müller nach längerem Stillschweigen die Stimme und sagte:

„Es ist schlimm, wenn es so ist; aber wäre das Gericht auch genau nach dem Buchstaben des Gesetzes vorgegangen, eine Barbarei bleibt es doch, einen Menschen, und zwar einen so jungen Menschen, der kaum das zwanzigste Jahr überschritten hat, dem Henker zu überliefern. Ist denn keine Aussicht da, daß man einem solchen durch Belehrung und Anleitung zum Besseren das Herz zurecht setze? Muß man ihm gleich den Kopf abschlagen? Das ist noch der alte Spruch: Aug' um Aug', Zahn um Zahn, der dem altjüdischen Gesetze angehört; eine spätere Zeit denkt bereits milder, und schon Ezechiel sagt: Gott will nicht den Tod des Sünders, er will, daß er sich bessere."

„Ihr seid also im Allgemeinen gegen die Todesstrafe, Meister?" rief der Krämer herüber.

„Von einem so gescheiden Manne, wie Ihr, nimmt mich das Wunder.“

„Ich bin gegen die Todesstrafe,“ erwiederte Reinbacher. „Sie ist eine Gewaltthat, sie ist nicht der Gerechtigkeit entsprungen, sondern der blinden Wuth und Rache der Menschen. Den Ermordeten bringt es nicht wieder zum Leben, daß man ihm den Mörder nachschickt, und daß an einem Menschenleben gefrevelt ward, ist kein Grund, daß man an des Frevlers Leben freveln dürfe. Vor zweitausend Jahren, wie ich in einem Buche gelesen, wurde der Mord von den Verwandten des Todten an dem Thäter mit dem Dolche gerächt. Jetzt stellt man einen Henker an, und der thut es, für die Verwandten, mit kaltem Blute, wie ein Holzspalter, der auf einen Holzblock losschlägt. Ich nenne das abscheulich!“

Der Müller hatte kaum zu Ende gesprochen, als gegen solche Milde und solchen Freisinn eine allgemeine Opposition los brach. Die Humanität, die die Todesstrafe verwirft, ist nämlich von neuestem Datum, und dem verflossenem Jahrhunderte, in welchem noch die Tortur und das Rad im Dienste der Gerechtigkeit arbeiteten, war

sie geradezu fremd. Alles kam darin überein, daß, wer Blut vergießt, es wieder mit seinem Blute sühnen müsse.

Aber der Müller, wiewohl nur ein schlichter, einfacher Mann, hatte eine höhere Natur empfangen. Obwohl ihm keine Bildung zu Theil geworden, empfand er doch sehr edel, und hatte eines jener Gemüther, die einen gewissen Stolz und Ehrgeiz darein setzen, mild, gut, gerecht zu sein, sogar da, wo er selbst Schaden erlitten. Zu solchem edlen Zuge ist ein Grad von Schwärmerei vonnöthen. Diese besaß er auch, und sie hatte sich an die großen, hochsinnigen Sprüche des Evangeliums angeklammert, welche sie formten und leiteten.

An einer solchen Natur kann es nicht überraschen, daß sie gegen die Todesstrafe stimmte. Reinbacher's milde Ansichten waren ja keine Frucht der Aufklärung, kein eingelerntes Prinzip, sie waren von seinem Gemüthe wie von selbst gefunden worden. Man würde sehr irren, ihn für einen der Freigeister zu halten, von denen es gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts zu wimmelte. Im Gegentheil, er war ein ganz

positiver Mann, dem das Althergebrachte heilig, dem die Bibel noch heilige Schrift war, und der nur darum edel zu empfinden und recht zu handeln glaubte, weil er sich für einen wahren Christen hielt.

Natürlich stand er mit seiner Meinung allein, und von allen Seiten flogen ihm Widersprüche zu. Da erhob der unter den Anwesenden fanatischeste Schwärmer für Galgen und Rad, der Stadtschreiber, seine Stimme und sagte:

„Man wirft dem Prozesse Ungerechtigkeit vor. Zuletzt werde ich noch hören müssen, daß der Hingerichtete ein guter, junger Mensch gewesen ist. Aber das weiß ich besser, als Stadtschreiber, wie das Aussehen trügt, und ich weiß auch, welch ein Vogel der Kornergeorg gewesen. Ein Galgenvogel war er, und zwar schon im Neste. Als Kind war er schon verwahrlost und mit allen schlechten Eigenschaften behaftet, hat seine Geschwister übel behandelt und ist zuletzt seinem Vater entlaufen. Jahrelang hat man nichts von ihm gehört, und der Himmel allein weiß, welche Streiche er in der Ferne verübt. Plötzlich ist er wieder heimgekehrt und hat sich als Knecht bei

dem Fuhrmann Lorenz verdingt. Der Fuhrmann, das weiß Jeder, war ein redlicher, wenn auch jähzorniger Mann, und er konnte nichts dafür, wenn seine Frau nichts taugte. Mit dieser hat der Kornergeorg es zu thun gehabt, und so kam er auf den Gedanken, den Lorenz zu ermorden. Die That ist erwiesen, wenn auch der Verbrecher mit merkwürdiger Verstellung Alles bis kurz vor seinem Tode geläugnet. Stimmt auch nicht Alles überein? Waren nicht Herr und Knecht mit einander im Kruge? Sind sie nicht mit einander fortgefahren? Hat man nicht des Fuhrmanns Geld in seines Knechtes Tasche gefunden? Ist es möglich, daß ein Anderer den Fuhrmann umgebracht, als Jener, der mit ihm auf einem Wagen gesessen? Im frischgefallenen Schnee haben sich nirgends Schritte auffinden lassen. Ein solches Subject," schloß der Stadtschreiber, „will nun der Müller Reinbacher der Gesellschaft erhalten wissen, weil es noch jung sei und sich bessern könne. Aber was so anfängt, bringt es wohl später kaum zu Besserem. Soll man ihn auf Landeskosten füttern, indeß redlicher Leute Kinder darben? Oder würde er sich im Zuchthause veredeln? Oder soll man

ihn frei lassen und warten, bis er einen Zweiten todtschlägt?“

„Ich kann auf diese Einzelnheiten nicht eingehen,“ erwiederte der Müller, „aber Manches in Euerem Prozesse und in Eueren Ansichten scheint mir doch nicht klar. Der Kornergeorg, sagt Ihr, war ein verwahrloster Bursche. Ist es seine Schuld, daß er keine Kirche besucht, der Kirche und Predigt selten beigewohnt, und im ganzen Leben wohl nie ein gutes Beispiel vor Augen gehabt? Weil man ihn aber als verwahrlost gekannt, wird ihm nun eine That ohne Weiteres aufgebürdet, die an sich noch nicht aufgehellt ist. Sein Verhältniß mit der Frau seines Dienstherrn hat ihn nach allen Anzeichen in's Verderben gestürzt. Oft hatte es ihretwegen zwischen Herrn und Knecht Streit gegeben, denn der Fuhrmann war eifersüchtig und ahnte nichts Gutes. Ist es aber erwiesen, daß Herr und Knecht mitsammen vom Kruge heimgefahren? Der Knecht behauptet, er sei früher fort; das Gericht sagt darauf, es sind keine Fußtapfen da. Der Knecht erwiedert: es ist inzwischen neuer Schnee gefallen. Die Pferde gingen ruhig ihren Weg weiter, eine

Bauersfrau, die vor ihrem Hause stand, erkannte den Wagen, aber leider nicht den Kutscher. Kurz, die Geschichte ist dunkel und wird wohl ewig dunkel bleiben; die Menschen aber, aus lauter Unvollkommenheiten zusammengesetzt, richten strenger als Gott, der Vollkommene. Dieser kennt nur abbüßbare Schulden; der Mensch tödtet und spricht damit ein= für allemal über ein Verbrechen ab. Täglich," schloß der Müller, „beten wir: führe uns nicht in Versuchung. Habt Ihr wohl einmal nachgedacht, was eigentlich diese Worte bedeuten? Sie sagen: zeige uns nicht, wessen wir in gewissen Lagen fähig sind, stell' uns nicht auf die Probe! Darum mahnt auch das Wort Gottes fortwährend zur Milde; und es ist ein gar selten schöner Spruch, jener Spruch im Briefe an die Römer: „„Die Rache ist mein, ich will vergelten!"" spricht der Herr,"

Der Müller, der Alles dies mit volltönender Stimme und der Ruhe und Zuversicht eines energischen Bewußtseins gesprochen, schloß seine Rede und stand auf. Der Stadtschreiber aber sagte höhnisch: „Nun, dieser Spruch kann bei dem Kornergeorg noch immer in Erfüllung gehen. Zu

dieser Stunde steht er bereits vor dem ewigen Richter, und der mag's ihm vergelten, wenn ihm die irdischen Richter zu weh gethan haben sollten. Ich glaube es nicht, und damit Punktum."

Er hatte mit diesem Worte die Lacher auf seiner Seite.

II.

Als der Müller Reinbacher das Wirthshaus zum „silbernen Hirsch" verließ und in seinem Wagen davon fuhr — es war eine stattliche, himmelblau angestrichene Kalesche, und zwei zwölf Faust hohe, stämmige, wohlgenährte Müllerpferde waren davorgespannt — dunkelte der Abend bereits. Schwere, an den Rändern noch von Wiederschein der Sonne tiefroth funkelnde Wolken lagerten im Westen, und über diesen Gegenden eigene, räthselhafte Haarrauch zeigte sich in den tieferen Gründen und legte sich beklemmend, fast erstickend auf die Brust. Alles war still. Nur zu Zeiten ließ sich von fern das heisere Geschrei des

Wachtelkönigs vernehmen, der in einem Saatfelde hin und her lief. Schweigend fuhren Herr und Knecht durch eine eintönig ebene, fast düstere Landschaft. Am Ende des Gesichtskreises lief ein langer Höhenzug hin, baumlos und kahl, aus unfruchtbarem Sandsteingeröll bestehend, öde, wie Golgatha. Auf einem der Gipfel desselben war der Richtplatz.

Mit jedem Schritte kam der Wagen diesem Punkte näher.

Wendelin, die Zügel starr in der Hand haltend, blickte ununterbrochen hin. Seine jugendlich rege Einbildungskraft war von dem Galgen, der ganz undeutlich in der Ferne zu sehen war, wie gefes=selt. Er sah im Geiste den Todten hoch oben hängen, ganz so, wie er ihn am Morgen gesehen, mit halboffenem Munde, dem bis an die Achsel herabfallenden Kopfe, an dem dünnen, doch festen Strange, mit gefesselten Händen, in deren Gelenke die Stricke tief einschnitten. Er schauderte zuwei=len zusammen und drehte sich nach dem Müller um, wie um bei ihm Muth zu holen, ohne ein Wort zu sagen, da er von ihm nur Vorwürfe über seine Neugier von heute Morgen erwarten konnte.

„O, hätte ich den verwünschten Kerl gar nicht gesehen!“ sagte er still zu sich selbst, „der wird mich noch plagen. Weiß Gott, den sehe ich noch lange auf Schritt und Tritt. Ich werde mich heute Nachts gar nicht in die Bodenkammer wagen.“

Während dies in Wendelin's Gemüth vorging, beschäftigte den Müller derselbe Gegenstand, nur in anderer Weise. Die düsteren Eindrücke des Tages traten mit Lebhaftigkeit in ihm hervor, und weckten das schlummernde, ernste, tiefsinnige Wesen in seiner Brust. Seine sonst gleichmäßig heitere Laune ging in diesem Brüten unter. Als er die Richtstätte in der Ferne erblickte, tauchte plötzlich der Gedanke in ihm empor: er wolle den Gehenkten ansehen.

„Bin ich doch, bei Gott,“ sagte er zu sich, „weit kindischer, als Wendelin. Ich mache mir Vorwürfe im Stillen — und doch möchte ich ihn sehen . . .“

Die Lust nach dem Gespenstigen, Todten, dem Leben Fremden und Feindlichen siegte in ihm. Welchen vernünftigen Gedanken er auch gegen sein Vorhaben anführte, wie zwecklos er auch den ab-

seits liegenden Weg zur Richtstätte nannte, wie eitel, unnütz, ja abscheulich ihm auch seine Neugier vorkam, er konnte sich von der seltsamen Lust nicht losringen, die sich einmal hartnäckig und rückhaltslos, wie Alles in ihm, seiner bemächtigt hatte.

Er mußte den Kornergeorg sehen. Das stand endlich bei ihm fest.

Der Wagen kam inzwischen den Galgenhügel sehr nahe. Da rief Wendelin zusammenschaudernd:

„Heiliger Himmel, da steht der Galgen, und der Mensch hängt noch immer!“

„Halt an!“ antwortete der Müller, „wir wollen ihn uns jetzt ganz bequem ansehen.“

„Ansehen?“ sagte Wendelin von Furcht gepackt. „Ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen. Ihr aber spaßt —“

„Das fällt mir nicht ein,“ erwiederte der Müller trocken und sprang aus dem Wagen: „Bleib Du indessen hier. Du hast Angst und ich verdenke es Dir nicht.“

Ehe Wendelin eine Antwort fand, war der Müller schon auf dem Wege. Jener sah dem

Herrn verdutzt nach, bis dieser in dem schmalen gewundenen Wege des Sandhügels verschwand.

„Der hat Courage," sagte Wendelin zu sich. „Ich fürchte mich hier beinahe. Es ist aber auch so einsam rings herum, so öde. Und sieh' da — sieh' da — da kommen schon ein paar Raben gezogen! Gott, wenn nur mein Herr schon wieder da wäre!"

Er ging zu den Pferden, streichelte sie und begann, sie anzureden, wie um einigen Muth zu erlangen.

Eine gute Weile verstrich. Da kam der Müller wieder.

„Da kommt er," sagte Wendelin zu sich. „Gott Lob! Aber wie hastig er läuft! Er hat wohl recht Angst! Wie will ich ihn auslachen — aber nicht hier, erst zu Hause!" —

Er schwang sich schnell auf den Kutschbock, damit er, sobald der Müller eingestiegen, gleich weiter fahren könne, um nur sobald als möglich weiter zu kommen.

„Wendelin! Wendelin!" rief der Müller, einen Büchsenschuß weit entfernt und beim Abenddunkel kaum zu erkennen, seinem Knechte entgegen.

„Was gibt es?“ schrie Wendelin, von einem fast abergläubischen Entsetzen ergriffen, und sprang vom Wagen herunter — doch blieb er stehen, die Füße wollten ihn nicht tragen. Die Eile seines Herrn, seine Rufe kündigten ihm etwas Entsetzliches an.

„Was kömmst Du nicht?“ donnerte ihn der Müller aus nächster Nähe an. „Der Mensch da oben — der Mensch ist nicht todt — er lebt!

„Was Euch doch einfällt!“ antwortete Wendelin, aus Schrecken in einer anfahrenden Weise, sich vor seinem Herrn ängstigend.

„Ich sage Dir, er lebt,“ rief der Müller, „und ich habe ihn abgeschnitten.“ —

„Ihr seid von Sinnen!“ schrie Wendelin. „Ich laufe Euch davon.“

„Hasenfuß!“ rief der Müller und faßte Wendelin mit seiner riesigen Hand. „Der Mensch ist noch am Leben, ich sah und fühlte ihn zucken.“

„Nun, so ist's gut,“ sagte Wendelin, „er ist abgeschnitten und wird zu sich kommen. Fahren wir nach Hause!“

Indem er das sagte, wollte er abermals auf

den Kutschbock steigen. Der Müller wies ihn mit den Worten zurück:

„Eine Fügung Gottes hat mich dort an den Richtplatz hinaufgesandt. Komm mit, wir wollen den Menschen holen und ihn heimbringen.“

Diese Worte betäubten Wendelin. Er stotterte kleinlaut und angstvoll:

„Bedenkt Euch — rührt nicht an, was des Henkers ist —“

Da sagte der Müller voll Nachsicht mit solcher Schwäche: „Die Zeit ist kostbar. Der Gedanke würde mich Zeitlebens foltern, daß ich einen Mitmenschen in Todesnöthen wußte und ihm nicht beisprang. Ich gehe allein.“

Er sagte es und ging in der Richtung zum Galgen mit großen Schritten fort.

Wendelin ging ganz trostlos zurück. Eine dämonische Furcht lastete erdrückend auf seinen Nerven. Er wußte nicht, ob er an eine Gespenstererscheinung glauben, oder seinen Herrn für verrückt halten solle. Im ersten Augenblick wollte er mit den Pferden davonfahren, besann sich wieder, wollte seinem Meister nachrennen und ihn zurückhalten, oder wenn es sein müßte, mit ihm

hinaufgehen, denn es schien ihm nirgendwo so schrecklich, als da, wo er sich allein befand. Er lenkte den Wagen von der Straße ab, band die Pferde an einen Baum an und begann den Müller aus Leibeskräften nachzulaufen. Neben der Furcht, die ihn zu diesen Entschlusse gebracht, wirkte offenbar, jedoch ihm selbst ganz unklar, eine innige Anhänglichkeit und bis zur Aufopferung reichende Treue zu seinem Herrn mit. Am Fuße des Galgenberges holte er den Müller ein.

„Bester Herr!“ rief er athemlos, „kehrt mit mir um. Der Mensch dort oben ist gerichtet, und wie — und wann er stirbt — ist gleich.“

„Pack' Dich,“ fuhr der Müller Wendelin zornig an, „ich brauche Dich nicht, närrischer Junge!“

Wendelin blieb das Wort im Munde stecken. Er hatte einen Ton des Zornes wahrgenommen, den der Müller selten, aber nie vergeblich anschlug. Er folgte still und ängstlich, bis er auf dem Gipfel stand.

Dort angekommen, eilte der Müller auf den

Körper zu, der unter dem Galgenbalken hingestreckt dalag, begann ihn zu reiben und Gesicht und Augen von Zeit zu Zeit anzuhauchen.

Es bedurfte langer Sammlung, ehe Wendelin ganz nahe trat. Er sagte leise: „Nun, nun! Hoffentlich seht Ihr es jetzt ein. Der Mann ist todt und alle Aerzte der Welt können ihm nicht helfen.“

„Er ist nicht todt!“ rief der Müller. „Er kömmt zu sich, er lebt. Hierher — lege die Hand an sein Herz! Rasch in den Wagen mit ihm, in der Mühle wird er besser zu retten sein.“

Er ergriff den Gehenkten unter den Achseln, und Wendelin, von seines Herrn Blick und Stimme zu blindem Gehorsam gezwungen, faßte ihn bei den Füßen.

So trugen sie ihn langsam hinab.

Und in der That, es war Alles so, wie der Müller gesagt — der Mensch lebte. Schon auf der Heimfahrt entwand sich ein leises, dumpfes Stöhnen seiner Brust. Er zitterte kaum merklich an den Händen. Nach einer kleinen Stunde erreichte der Wagen die einsam stehende Mühle.

III.

Die Mühle Reinbacher's, die Mühle am Höft*) genannt, stand auf einer Insel, die der mächtige, stolze Strom, die Weser, in seiner Krümmung zwischen Nienburg und Hoya bildet. Kam man von Nienburg die Straße daher, so sah man zuerst den Strom in zwei beinahe gleich große Arme auseinander weichen. Weiter hinauf kam man damals zu einem Wehr, welches schräg durch den linken Flußarm hindurchgelegt war, einem langen Bau aus übereinander gestellten Holzrosten, und nun zeigte sich die Insel, lang, schmal und niedrig, von Pappeln und Erlen umsäumt, in deren Mitte, im Sommer kaum durch die Wipfel sichtbar, die Mühle stand. Eine Brücke, dort angelegt, wo der Arm sich bereits zurückkrümmte, führte zu ihr hinüber.

Auf der Insel selbst war Platz genug für eine Mahlmühle und die dazu gehörige Brettsäge. Die erstere war ein sehr ansehnliches Gebäude. Drei

---

*) Der Höft heißt in der Schifferſprache eigentlich die hervorſpringende Spitze Landes, womit der Waſſerſtrich abgewieſen wird.

mächtige, schwarze Räder, oberhalb mit einer Bedachung versehen, tummelten sich kräftig. Der Hofraum vor dem Hause war nicht übergroß, doch geräumig genug, daß die Mühlgäste mit ihren Getreidefuhren bequem zufahren, abladen und umkehren konnten. Tauben flatterten ab und zu, Hühner gackerten, von früh bis spät war's auf dem Hofe lebhaft. Vorräthige Stämme, Klötze und Bretter bildeten die Staffage rechts und links vor der Brettsäge, aus bloßem Sparrwerk erbaut, die am sogenannten wüsten Gerinne arbeitete. Zur Mühle selbst und zur Wohnung Reinbacher's führte eine alterthümliche, aus Stein gehauene Thüre, der Zugang war mit Mühlsteinen gepflastert.

Zwei große Räume stießen an die Mahlstube. Nach hinten zu lag die Knappenstube, eine Werkstatt mit allen Geräthe, dessen ein Mühlbauer, Tischler oder Holzgeschirrbauer benöthigt, nach vorn, mit der Aussicht auf den Hof lag die Wohnung des Müllers. Doch diese beschränkte sich nicht auf dieses Zimmer allein. Eine Reihe von Kammern war oberhalb der Mahlstube und über dem Steigwerk angebracht. Ein hölzerner

Gang lief außerhalb des gemauerten Theils der Mühle frei über die Schleußen und das ganze sogenannte Wassergebiet, und communicirte mit der Stube des Müllers durch eine kleine Treppe. In diesen Kammern hatte einst die reiche Frau Sibilla, des Müllers Mutter, gewohnt; da ihr Sohn ein Hagestolz geblieben, standen sie leer und waren nur bestimmt, das mannigfache Gut zu wahren, das ihm von ihr überkommen war. So deutete Alles im Hause auf Wohlhabenheit, uralten Bestand und vielfach ererbten Besitz; die drei alten schwarzen Räder aber, die so thätig Tag und Nacht arbeiteten, kündeten so zu sagen unausgesetzt mit ihren Schaufelzungen das Lob des Mannes, der so treu, kräftig und von allen Nachbarn geachtet im Hause waltete.

Und doch sollte dies Alles, wenn es nach der Ansicht des Landesherrn ging, kein Jahr mehr bleiben, sondern wie mit einem Tuche weggewischt werden. Schon lange war die Regierung der Ansicht, das Wehr am Höft müsse fallen und somit auch die Mühle, der linke Arm des Flusses müsse schiffbar werden, wie der rechte. Es hieß, die Interessen der längs des Arms gelegenen Ort-

schaften forderen es. Man würde, hieß es ferner, falls gehörige Baggerungsarbeiten vorgenommen würden, auf dieser Seite eine kürzere und bessere Wasserstraße gewinnen, als drüben. Schon vor sechs Jahren war dem Müller der Antrag gestellt worden, seine Mühle zu verkaufen, er hatte sich dessen geweigert. Neue Anträge liefen ein. Der Müller stützte sich darauf, daß seine Mühle seit Menschengedenken dastehe und seit undenklicher Zeit im Besitz seiner Familie sei. Ein Proceß begann, ein Proceß um's Wehr; der Müller vertheidigte den Rechtsboden, auf dem er fußte, Schritt für Schritt. Nun war ihm zuletzt mit Anwendung des Expropriationsrechtes gedroht worden. Der Kampf verstimmte ihn oft tief, aber er wurde nie an sich irre, entschlossen, nur der Gewalt zu weichen und mit allem Nachdruck das Haus zu vertheidigen, das seine Vorfahren gebaut.

So viel von dem, was vor dem Zeitpunkte lag, an welchem unsere Geschichte anhebt. Wir fahren nun, nachdem wir dies vorausgeschickt, und auch von der Lage der Mühle und ihren Räumlichkeiten etwas genaueren Bericht gegeben, um so sicherer in unserer Erzählung fort.

Der Raub des Gehenkten — oder soll man sagen seine Rettung — war glücklich von Statten gegangen. Niemand, außer Wendelin, wußte, daß ein fremder Mensch in die Mühle gekommen war, und nun im hinteren Zimmer schon den zweiten Tag wohne. In der That hatte Wendelin mit großer Gewandtheit die Knechte und Mägde zu beseitigen gewußt, und so war der unheimliche Gast in die Mühle auf's Heimlichste hineingeschmuggelt worden. Dort wurde er mit Speise und Trank auf's Beste versehen, und erhielt einen vollständigen Anzug aus des Müllers alter Garderobe. Die Kleidungsstücke, die er am Galgen angehabt, und die aus Hemd, Beinkleid und Socken bestanden, wurden auf den ausdrücklichen Befehl des Müllers von Wendelin im Ofen verbrannt, weniger aus Vorsicht, als um eine abscheuliche Erinnerung zu vernichten.

Die Erklärung, die der Kornergeorg dem Müller über das Verbrechen gab, das ihn an den Galgen gebracht, war nun freilich eine, die ihn großentheils rein wusch. Er gestand, daß er mit der Frau des Fuhrmannes Lorenz in verbotenem Umgange gestanden, das Geld aber, das

man bei ihm gefunden, habe er von ihr selbst erhalten, nicht dem Fuhrmanne geraubt. Seien nicht die Straßen voll Marodeurs und Nachzügler des Krieges? Er selbst sei unter einem Vorwande früher aus dem Kruge weggegangen, um noch eine Stunde mit der Frau, die er sehr geliebt, zusammen zu sein. Den Fuhrmann aber müsse Jemand, den er unterwegs auf seinen Wagen habe aufsteigen lassen, auf diesem Wagen selbst ermordet und bestohlen haben. Sein Unglück sei, daß er von seiner frühen Rückkehr nach Hause nichts sagen dürfe, und damit der Frau nur schaden würde, ohne sich selbst zu helfen. Manchem Fußgänger sei er auf diesem Wege begegnet, habe sich aber vor Jedem im Gebüsch, das den Weg einzäunte, versteckt, damit dem Fuhrmanne nichts berichtet werde. So habe er sich selbst um jeden Zeugen gebracht. Ein Zusammentreffen von Umständen habe ihn tückisch dem Henker überliefert.

„Das hört sich ganz gut an," sagte Wendelin, als der Kornergeorg mit seiner Vertheidigungsrede fertig geworden war, „aber Ihr habt doch den Mord des Fuhrmannes selbst zuletzt eingestanden!"

Ueber das Gesicht des Maleficanten fuhr ein böses Lächeln, und er sagte: „Ja, aber wo? In der Torturkammer! Was würdet Ihr nicht gestehen, wenn man Euch die Knochen aus dem Leibe herausdrehte? Daß Ihr mit des Teufels Großmutter gestern zusammen gewesen! Habt Ihr von der Leiter gehört? Könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wie Einem ist, wenn sie die Kugel des Oberarms aus den Höhlen hervorzerren? Redet nicht von Dingen, die Euch nichts angehen und von denen Ihr nichts versteht. Ich bin nur dem Müller Antwort schuldig, nicht Euch."

Wendelin biß sich in die Lippen und rückte mit dem Stuhle. Der Müller war noch in die Erzählung vertieft und sagte: „Nun weiß ich noch weniger als je, ob ich einen Unschuldigen gerettet, oder einen Verbrecher befreit habe. Doch meiner Handlungsweise sei das gleich. Ich traf Euch und wurde Euer Retter, und bereue nichts. Ihr habt dem Tode in's Gesicht gesehen und seid ohne Zweifel willens, ein anderer Mensch zu werden. Ich wäre kein Christ, wenn ich Euch dazu nicht behilflich sein sollte."

„Und was denkt Ihr mit mir zu thun?"

fragte Kornergeorg. „Wenn sie mich finden, sie lassen sich nicht die Mühe verdrießen, mich noch einmal zu hängen!“

„Mein Entschluß ist gefaßt,“ erwiederte der Müller. „Morgen gegen Abend bringe ich Euch nach Bremen. Ich weiß, daß ein Schiff dieser Tage die Anker nach den ostindischen Besitzungen der Holländer lichtet, um Angeworbene dorthin zu transportiren. Ich bin mit dem Steuermann bekannt. Es kostet mich nur ein Wort, und Ihr kriegt ein Handgeld und werdet holländischer Soldat. Da ist für Euch gesorgt, da kennt Euch Niemand.“ —

Der Kornergeorg kratzte sich heftig den schwarzen kurzgeschorenen Kopf und leerte hastig das Glas.

„Ostindien! Ostindien!“ rief er, „das ist das Land, wo man Papageien und Affen und Meerkatzen zu sehen kriegt, ohne daß man dafür einen Kreuzer zahlt! Das ist allerdings ein Vortheil; aber das Land ist teufelmäßig weit; man ist wie aus der Welt — offen gesagt, alles Andere wäre mir lieber.“

„Wohin wollt Ihr?“ fragte der Müller.

„Glaubt Ihr nicht, die Polizei spürt Euch auf, wenn Ihr einfach über die Grenze in den Nachbarstaat hinüber flüchtet? Glaubt mir, mein Plan ist gut, glaubt mir!“

„Die Reise nach den holländischen Besitzungen,“ warf der Kornergeorg hin, „wäre sehr schön. Doch, wie ich gehört habe, ist das Klima dort mörderisch. Soll ich dem Henker entgangen sein, um dem gelben, grünen oder schwarzen Fieber, zu unterliegen?“

„Meister!“ rief Wendelin dazwischen, „Ihr seid der edelste Mensch! Wenn der da es nicht erkennt, wie schön Ihr an ihm handelt, so verdient er wahrlich, daß sie ihn wieder fangen. Wißt Ihr wohl, Bursche,“ fuhr er, zum Kornergeorg gewendet, fort, „daß der Meister hier, indem er das Gesetz hintergegangen und Euch, dem Verfehmten, zur Flucht verhilft, sich einer großen Strafe aussetzt? Wollt Ihr ihm auf dem Halse sitzen bleiben, oder gar Conditionen machen, wie es Euch am bequemsten? Ihr dankt dem Manne das Leben, Ihr dankt's ihm einst, wenn Ihr wieder ein ehrlicher Kerl werdet. Wahrlich, kein Mensch weit und breit hätte ein Gleiches an Euch

gethan. Küßt ihm die Hände, er verdient es, und morgen sei die Losung: Auf's Schiff und den Soldatenrock angezogen!"

„Fahrt nur nicht so über mich her!" rief der Kornergeorg, dessen Ton bisher immer kühl war, im Affect Wendelin zu, während ein böser Blick aus seinem Auge hervorblitzte. „Ihr wißt, daß ich unschuldig gehängt worden wäre, wenn sich nicht Gott meiner erbarmt hätte. Ja, ja, Gott; der Müller ist nur das Werkzeug in einer höheren Hand gewesen. Habt Ihr je gehört, daß etwas Aehnliches vorgekommen? Was ist noch ein Wunder, wenn das, was ich erlebt, keines ist? Mischt Euch nicht in's Gespräch, ich habe es mit dem Müller zu thun, nicht mit Euch. Ihr habt mich nicht gerettet. Wäre es nach Euerem Kopfe gegangen, so war ein Unschuldiger gehängt."

„Verzeiht ihm," meinte der Müller begütigend, „er wollte Euch keine Kränkung anthun."

„Das fehlte auch noch!" sagte Kornergeorg. „Von ihm ließe ich es mir nicht gefallen. Ich bin wohl auch nur ein Knecht, aber Gott hat mir einen guten Kopf verliehen. Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn das Unglück nicht

von Kindheit an hinter meinen Fersen her wäre. Vielleicht ist es jetzt mit meinem bösen Schicksale vorbei. Wer das bestanden hat, was ich in den letzten Wochen bestanden, wer solchen Todesschweiß geschwitzt — ja, ich kann sagen, was Keiner sagen kann, Keiner auf Erden — wer, wie ich, muthig den Tod erlitten, der hält sich noch für etwas bestimmt, der bleibt nicht beim Schweinetrog sitzen!"

Dieses Selbstgefühl, das sich so entschieden in dem bisher bescheidenen Menschen aussprach, frappirte den Müller und setzte ihn in Verwunderung. Er sagte nach einer Weile: „Es freut mich, daß Ihr auf Euch haltet. So sehe ich, es steckt in Euch ein neuer Mensch. Lasset den Wendelin, der noch nichts erfahren."

Da trat Wendelin rasch zur Thür hinaus und schlug sie heftig hinter sich zu.

„Er ist Verweise nicht gewohnt," meinte der Müller, und fuhr ernst fort: „Wenn nun wirklich ein neuer Mensch in Euch steckt, so begreife ich nicht, warum Ihr meinen Plan nicht billigt. Wollt Ihr noch etwas werden, so könnt Ihr es nur, wo Euch Niemand kennt; und wo könnt

Ihr leichter zu Etwas kommen, als dort, weit über dem Meere, wo sich Alles dem Muthe, der Ausdauer, der Unternehmung von selbst öffnet? Redet selbst!"

„Ja es ist wahr," meinte der Kornergeorg. „Ihr habt ganz Recht. Ich glaube aber, ich habe nichts zum Soldaten in mir. Das wäre schlimm. Was dann in Ostindien?"

„Alle Wetter!" rief der Müller. „In Euch nichts zum Soldaten? Ihr seid ja wie geschaffen dazu!"

„Glaubt Ihr, Meister?" meinte der Kornergeorg, indem er, wie im Nachdenken oder wie auf einen andern Gegenstand sinnend, die Worte gedehnt aussprach: „Glaubt Ihr? Ich weiß nicht — ich weiß nicht — wann geht das Schiff ab?" fügte er lebhaft hinzu.

„Dieser Tage gewiß," erwiederte der Müller. „Genau weiß ich es noch nicht. Wir müssen jedenfalls morgen nach Bremen."

„Schon morgen?" rief Kornergeorg, wie es schien, sehr unangenehm überrascht. „Würde nicht einige Wochen später ein zweites Werbeschiff auslaufen?"

„Darauf kann man sich nicht verlassen," sprach der Müller. „Uebrigens kann ich Euch keine so lange Herberge gewähren. Ihr könnt denken, wie sich alle Welt den Kopf zerbricht, wohin der Gehenkte vom Galgen gerathen ist. Alle Teufel, Ihr habt nicht viel Bedenkzeit!"

„Wahr, wahr!" versetzte Kornergeorg. „Wohlan, es sei! Also morgen nach Bremen. Gute Nacht, mein theuerer Meister, gute Nacht!"

Er drückte bei diesen Worten dem Müller die Hand.

„So früh schon heute?" meinte der Müller. „Ihr fühlt Euch wohl noch recht schwach?"

„Ja, es ist kein Wunder!" sagte der Kornergeorg. „Es wird sich aber bald geben. Gute Nacht!"

Er nahm ein Licht und begab sich in die Bodenkammer, die ihm zur Schlafstätte angewiesen war. Der Müller folgte ihm und sperrte die Treppenthüre hinter ihm ab.

IV.

Nachdem der Kornergeorg hinausgegangen, blieb der Müller eine Zeitlang sitzen. Sein Kopf war mit der Ausführung seines Planes beschäftigt, wie er seinen Schützling glücklich auf das Werbeschiff bringen werde.

Mitten in diesen Gedanken wurde er durch das Eintreten Wendelin's unterbrochen; schon zwischen der Thüre begann er:

„Der alte Gerichtsdiener, der Süpple, war soeben da —"

„Was? Der Süpple? Zu dieser Stunde?" fragte der Müller, vom Stuhl aufspringend.

„Ruhig," antwortete Wendelin, „es ist nichts. Mir ist es gerade so ergangen, wie Euch, als ich ihn in die Mühle treten sah. Denkt nur, wie mir war, als er, kaum grüßend, sagte: „„In diesem Sturmwetter Dienst haben und fünf Stunden weit laufen, und Alles das wegen des Gehenkten!"" Da glaubte ich nicht anders, als, sie seien auf der Spur. Als er aber dann weiter sprach, wurde ich ruhig. So viel aber ist gewiß, daß sich das Amt alle Mühe gibt, hinter das

Geheimniß zu kommen, wie der Gehenkte verschwinden konnte. Der Süpple trug auch eine versiegelte Schrift auf das nächste Amt, und wollte nur bei uns ausschnaufen. Ich hab' ihm ein Glas Liqueur eingeschenkt. Eben ist er zur Mühle heraus, als ich den Kornergeorg mit dem Lichte am Bodenfenster vorübergehen sah. Ist der schon schlafen gegangen?"

„Er fühlte sich müde," gab der Müller zur Antwort.

„Hört einmal, Meister," begann Wendelin, „wir sind jetzt unter uns. Ich kann mir nicht helfen. Der Kerl gefällt mir gar nicht."

„Nichts, als Scheu, lieber Wendelin," sagte der Müller. „Du kannst Dir jetzt den Menschen nur mit dem Galgen und dem Henker zusammen denken. Alles, was am Hinrichtungsplatze vorfiel, hat auf Dich einen großen Eindruck gemacht. Erinnere Dich nur, daß Du Dich wie ein Verrückter geberdetest, als ich mit der Nachricht kam, er sei nicht todt, sondern am Leben. Solche Eindrücke lassen sich nicht so leicht verwischen."

„Nein, nein," erwiederte Wendelin, „nicht das allein ist's! Ich weiß nicht — soll mich Gott nicht

dafür strafen — ich kann von dem Menschen nichts Gutes halten. Mögen wir es nur Beide nicht einmal bereuen, daß er wieder zum Leben kam!"

„Was ist da zu bereuen?" fragte der Müller mit der selbstbewußten Ruhe, die eine menschenfreundliche That verleiht.

„Seht," sagte Wendelin, „wie hat er Eueren Antrag, Soldat zu werden, aufgenommen? Das hat mir vollends gar nicht gefallen. Zu Füßen hätte er Euch stürzen sollen, und ist da geblieben, wie ein Klotz, und hat nur Einwände gehabt gegen Euere vortrefflichen Absichten."

„Ach, Wendelin," versetzte der Müller, „Du gehst zu weit. Einiges Bedenken muß man Jedermann verstatten, wenn man in sein Leben eingreift und wo es die ganze Zukunft und Alles gilt. Er ist ein ganz fügsamer Geselle. Du warst kaum zur Thür hinaus, da ward er folgsam, wie ein Kind. Er sah ein, wie gut ich es mit ihm meine, und fügte sich in Alles. Morgen laß die Pferde stehen. Abends heißt's, den langen Weg nach Bremen machen."

„Nun Gottlob, daß er aus dem Hause kommt!"

rief Wendelin. „Ich werde erst ruhig sein, bis ich weiß, daß er fort ist sammt dem Schiff.“

„Schlag' Dir die mißtrauischen Gedanken aus dem Kopfe,“ schloß der Müller „und gehen wir heute früher zu Bett. Morgen wird die ganze Nacht gefahren.“

Der Müller ging in seine Schlafkammer, Wendelin leuchtete.

„Ist das einmal wieder eine stürmische Nacht!“ sagte dieser zum Fenster flüchtig hinaussehend. „Kein Stern am Himmel und der Wind pfeift entsetzlich. Schlaft wohl, Meister, schlaft wohl!“

„Ein trefflicher Bursche,“ dachte Reinbacher, indem Wendelin aus dem Zimmer trat.

Ueber das Land und die einsam stehende Mühle lag die Nacht. Nur die Wasser rauschten, die Räder gingen, ruhig arbeitend, weiter und der Wind ließ von Zeit zu Zeit seine eintönige Klage vernehmen. Dem Müller gingen, ehe er einschlief, manche Gedanken durch den Kopf, denn Wendelin war ihm durch seinen Enthusiasmus wieder werther als je geworden, und er fühlte auf's Neue wieder, wie innig er ihn liebe. Wendelin war des Müllers Sohn und ahnte es nicht. Er glaubte,

er sei nur ein zufällig angenommenes Kind. Der Reinbacher hatte seine Mutter geliebt. Wie oft, trotz ähnlich stürmischer Nacht, war der Reinbacher, damals um neunzehn Jahre jünger, hinausgezogen bis zur Wohnung des alten Thurmwächters, wo die Christel wohnte, die schöne, blauäugige, blasse .... Ach, auch der Reinbacher hatte seine Schuld hinter sich, seine schwere Schuld. Die Drohungen seines strengen und stolzen Vaters schüchterten ihn allzu sehr ein, und endlich, da die arme Christel nach der Geburt ihres Kindes im Fieber lag — war Alles zu spät. Die Mutter starb, das Kind war gerettet, der alte Thurmwächter erfuhr nie den Namen des Verführers.

Es war eine alte, oft dagewesene, aber ewig schmerzliche Geschichte.

V.

Der Müller lag im ersten Schlafe, als ihn eine fremde Hand wachrüttelte. Er fuhr auf — Wendelin stand vor seinem Bette, halb in der

Dämmerung, nur von einem Lämpchen beleuchtet, das er zwischen der Thür auf die Erde gestellt hatte. Er bewegte die Lippen wie in größter Gemüthsbewegung, brachte aber kein Wort hervor.

„Nun, nun? was gibt es denn?“ fragte der Müller.

„Meister,“ sagte Wendelin, „der Kerl, den Ihr vom Galgen heruntergeschnitten —“

„Nun, was weiter?“ fragte der Müller, sich aufraffend, während Wendelin stockte.

„Das Rabenvieh hat sich aufgemacht, hat eine Laterne angesteckt und ist in den Stall herunter=geschlichen.“ —

„Ei,“ antwortete der Müller, „das war wohl einer der Mühlknappen. Wie käme denn der Kornergeorg auch nur von der Bodenkammer herunter? Ich habe die Thür der Treppe abge=sperrt.“

„Dann hat er sie aufgebrochen,“ sagte Wen=delin, noch immer in der Hitze der größten Er=regung.

„Was konnte er im Stalle suchen!“ warf der Müller hin, stand aber sofort auf und setzte,

seinen Schlafrock anziehend, gleich hinzu: „Wir wollen gleich nachsehen.“

Beide gingen. An der Treppenthür angelangt, griff der Müller mehrmals mit starker Hand an das Schloß und sagte: „Dummes Zeug, ängstlicher Hans! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Du so furchtsam bist, wie ich Dich in der letzten Zeit gesehen. Es ist Alles in Ordnung.“

Während dieser Worte gingen Beide wieder zurück. Wendelin kratzte sich verdrießlich hinter dem Ohre. Sie kamen eben an dem Fenster vorüber, das in den Hof ging, der Schlafkammer gegenüber, in welche der Müller zu treten im Begriffe war, als Wendelin überaus lebhaft ausrief: „Da seht, da seht!“

Er zeigte auf eine Leiter, die gerade vor dem Fenster stand.

Der Müller sah sie und blieb einen Augenblick lang stumm.

„Da habt Ihr die Leiter!“ fuhr Wendelin fort; „er hat sie vom Boden herabgenommen. Und ist sie nicht an sein Dachfenster gelehnt? Ist er nicht ein Schurke?“

Der Müller blieb stumm und eilte in den Stall.

Wendelin folgte.

Als Beide in den Hof getreten waren, hielt Wendelin den Müller, der sehr aufgeregt und aller Beherrschung baar schien, mit der Hand zurück und flüsterte:

„Nur leise, leise! Sehen wir, was er treibt.“

Der Müller blieb zuerst stehen, dann näherten sich Beide geräuschlos und langsam der Stallthüre.

Diese war halb angelehnt, man konnte in's Innere des Stalles sehen.

Kaum hatte der Müller hineingeblickt, als ihm Sehen und Hören verging. Er mußte sich seitab anlehnen.

Er sah den Kornergeorg. Dieser hatte die Kleider an, die ihm der Müller geschenkt, ein eMütze auf dem Kopfe, ein Tuch um den Leib gewunden, in dem ein Bund Schlüssel und ein Messer steckte, und hohe, lederne Wasserstiefel an den Beinen.

„Seht nur, seht!“ flüsterte Wendelin, „seht den Halunken! Er umwickelt die Hufe der Pferde mit Stroh, er will sie stehlen — mit dem Braunen ist er schon fertig.“

Als der Müller das hörte, blickte er einen Moment lang durch die Thüröffnung. In

seiner Seele kochte eine ungeheure Wuth auf. Das also war der Mensch, dem er das Leben wiedergeschenkt, den er auf seine Gefahr hin noch einmal retten, mit Geld versorgen und in eine andere Welt bringen wollte! Der Mensch, dessen Rechtfertigung er noch vor wenigen Stunden Glauben geschenkt! Er hatte genug gesehen. Mit der Hast eines Menschen, der seiner Sinne nicht mehr mächtig, ergriff er eine Hebestange, die in der Ecke lehnte, drückte mit seiner breiten Hand den Wendelin hinter sich zurück und stellte sich drohend auf die Lauer.

Wieder verging einige Zeit. Der Kornergeorg zäumte die Pferde, die sich ängstlich geberdeten, und hatte viel damit zu thun, sie zu beruhigen. Manchmal blickte er um sich und wischte mit dem Aermel den Schweiß von seiner Stirne.

Dem Müller schienen die Secunden Ewigkeiten. Endlich kam der Rabenvogel heraus, langsam schleichend, die Pferde am Zaume führend. Noch ein Schritt und er stand dem Müller gegenüber.

Dieser aber erhob die Hebestange.

„Das für Dich, Du verdammter Hund," mur-

melte er zwischen den Zähnen, und blitzschnell sank die Stange nieder.

Da durchschnitt die Luft ein greller, entsetzlicher Schrei, die Pferde bäumten sich, ein Körper fiel zu Boden, der Hund drüben im zweiten Hofe riß heftig an der Kette und that, heftig bellend, einige Sprünge hin und her. Die Pferde liefen, scheu gemacht, im finsteren Hofe umher.

Eine völlige Stille folgte und währte vielleicht eine volle Minute.

Wendelin war der Erste, der ein Wort von sich gab. „Der ist todt!“ sagte er, „maustodt!“ Und er hielt die Laterne über die Leiche hin, deren Kopf zerschmettert war.

„Todt! todt! todt!“ rief der Müller laut, vor Wuth über den riesenhaften Undank schäumend und zugleich mit einer höllischen Freude lachend, während ihm die Stange, die er noch immer krampfhaft gehalten, aus der Hand fiel.

„Wohin aber jetzt mit ihm?“ fragte Wendelin bestürzt. „Wohin ihn verscharren, daß keine Seele etwas ahnt?“

„Du hast Recht,“ erwiederte der Müller, augenblicklich der Besinnung zurückgegeben. „O, daß

man es verheimlichen muß! Die ganze Welt sollte dabei stehen und den Schandbuben daliegen sehen — man müßte mir Beifall zujauchzen, daß ich die Erde von solch' einer Bestie befreit!"

Da gerieth der Müller wieder in die volle, vorige Wuth und rief, indem er mit dem Fuß nach der Leiche stieß:

„Ihn noch verscharren? Heimlich? Bin ich ein Mörder? Hat er nicht an mir ein Verbrechen begangen? Es war nicht Strafe genug, ihn nur todt zu schlagen — hinauf muß er wieder, woher er kam, wohin er gehört, wo ich ihn hätte hängen lassen sollen — fort mit ihm, wieder an den Galgen!"

„Schrecklich!" flüsterte Wendelin, und, wieder zu Athem kommend, fügte er bei: „Aber es ist das Gerathenste und Beste."

„Aber schnell," befahl der Müller, „die Nacht ist halb vorbei. Verwische die Blutspuren, fange die Pferde ein und dann fort!"

Eine Viertelstunde später war das Gesagte gethan. Die Pferde waren angespannt und führten den Müller, Wendelin und den Leichnam in die

Nacht hinaus. Niemand im Hause war wach geworden.

Der Sturm hatte sich gelegt, die Sterne flimmerten da und dort zwischen bewegten Wolkenknäueln, der Mond, seiner Völle nah, ging hinter dem Buchwald unter.

Der Müller, in seinen Mantel gehüllt, saß neben der Leiche. Er schwieg. Von Zeit zu Zeit wischte er sich den Schweiß von der Stirne.

Keine menschliche Seele war nahe.

Ohne ein Wort unter einander gewechselt zu haben, erreichten Herr und Knecht den Galgen. Wendelin sprang ab, aber zugleich auch der Müller. Er hatte die Leiche des Kornergeorg auf seine Schulter geladen.

„Wollt Ihr es thun?“ fragte Wendelin.

„Ja, laß mich es thun, ich bin der Stärkere,“ entgegnete Reinbacher.

Und schon stieg er, die Bürde auf seiner Schulter, den Galgenhügel hinan.

Wendelin wartete. Es dauerte ihm lange. Sein Herz pochte hörbar.

Endlich kam Reinbacher zurück, bleich, verstört, wie ein Betrunkener auf seinen Füßen taumelnd.

„Ist es geschehen?“ fragte Wendelin.

„Ja, ja, er ist wieder am alten Orte,“ erwiederte der Müller, „und nun nach Hause.“

Der Mond, der diese letzte Zeit hindurch hinter Wolken verborgen gewesen, trat noch einmal bleich und groß hervor und ging unter.

Die Heimfahrt ging abermals still von Statten.

Auch diesmal begegneten sie keiner lebendigen Seele.

Als der Reinbacher sein Haus hinter den Weiden erblickte, seufzte er tief auf und murmelte: „Gott sei gedankt, die Mühle geht noch und Alles ist beim Alten. Er aber ist dort, wo er war. Das Alles ist ein abscheulicher Traum gewesen. Künftig hin laß ich hangen, was hängt.“

Er stieg ab, ging in sein Zimmer, wusch sich, und während Wendelin sich im Hofe noch Allerlei zu schaffen machte, um jede Spur der That zu entfernen, sank der Reinbacher in einen tiefen, langen Schlaf.

VI.

Am Morgen, der diesen Ereignissen folgte, saß der ehrenfeste Bürgermeister von Nienburg, Ruprecht Scipio Balbus mit Frau und Tochter beim Frühstück. Er war in Hemdärmeln und bloßem Kopfe; seine Perrücke, das Symbol seiner Würde, hing unweit auf dem Perrückenstock, und der kleine Barbier des Ortes war eben daran, die letzte Locke zu ordnen, denn es war heute Gerichtstag.

Dem Gesichte des Bürgermeisters hatte das Bewußtsein einer hohen Stellung und eines unermeßlichen Einflusses unverwischliche Züge eingegraben. Er war ganz Würde, ganz Adel, ganz Decorum. Klein und dick, von apoplectischem Habitus, rothwangig und rothnasig war der ehrenfeste Herr, und sobald eine Sache nicht ganz nach dem Wunsche des Amtes und der hohen Obrigkeit gehen wollte, brauste eine cholerische Natur hervor, wobei sich die Röthe seines breiten Gesichts bis in's Violette steigerte, was das Gemüth der Seinigen jedesmal mit den lebhaftesten Befürchtungen erfüllte.

Eben war der Bürgermeister daran, sein Frühstück, das aus einem kalten Capaun und einer Flasche Franzwein bestand, zu beendigen, als der Gerichtsdiener Süpple eintrat und salutirend stehen blieb.

„Euer Ehren," meldete er nach einer Pause, mit allen Zeichen großer Bestürzung, „ich komme von wegen des Kornergeorgs —"

„Sich verantworten?" schrie der Bürgermeister, indem sein Gesicht schon im Zorne zu erglühen begann, „sich verantworten? Eurer schmählichen Unachtsamkeit ist es zuzuschreiben, wenn es den Kameraden des Gehenkten gelang, seinen Leichnam zu stehlen. Doch das Alles ist Unsinn. Was soll daraus werden?"

„Herr Bürgermeister —" hob der Gerichtsdiener wieder an.

„Nun, nun, davongeflogen kann er nicht sein," fiel Scipio Balbus dem Gerichtsdiener in die Rede, und fuhr gereizt fort: „oder wollt Ihr mir einreden, der Teufel habe ihn davongetragen? Es gibt Leute, die dumm genug sind, das zu glauben. Der Barbier, zum Beispiel, dort glaubt fest daran — wir aber sind aufgeklärte Beamte,

wir wittern ein Complott von Spießgesellen des Kornergeorg und werden die genauesten Nachforschungen anstellen, um es herauszukriegen, welche verruchte Hand das gethan. Ja, wir wittern ein Complott, und Ihr selbst mögt nachdenken, wer Euch Geld gab, um in die Schenke zu gehen und zu trinken, anstatt auf Euerem Posten zu bleiben und die Leiche zu bewachen."

„Scipio, mein Gatte!" rief die Frau Bürgermeisterin, „erhitze Dich nicht!"

„Mir Geld gegeben, um in's Wirthshaus zu gehen?" rief der Gerichtsdiener. „Gott, mein Gott! wer soll mir Geld gegeben haben? Wer, wer? Niemand hat mir Geld gegeben. Wer aber hat auch je auf dieser Welt gehört, daß man einen Todten stiehlt? Wäre der Galgen fort, wunderte sich keine Seele, der gibt einen Bodenbalken oder Brennholz. Aber ich war ein Viertelstündchen in der Schenke, um mich zu restauriren! Ich bin ein Mann von Gefühl, ich kann dergleichen nicht gut sehen — kurz, ich mußte ein Glas darauf trinken. Der Teufel aber ist klug, er benutzte die Zeit —"

„Der Teufel, der Teufel!" rief Balbus; „und

was soll der mit der Leiche wollen? Die Seele hat er ja ohnehin."

„Freilich, freilich!" antwortete der Gerichtsdiener. „Dem Teufel selbst mochte der Kerl zu schlecht sein, und darum hat er ihn auch wieder zurückgebracht."

Dem Barbier fiel das Brenneisen aus der Hand.

„Was zurückgebracht? Unsinn!" rief Balbus.

„Der Kornergeorg, Euer Ehren, ist wieder da!"

Der Bürgermeister sprang auf die Füße. „Lebendig?" rief er.

„Lebendig? wieder lebendig geworden? Das wäre selbst dem Teufel zu viel!" rief Süpple. „Er ist da, das heißt, er hängt wieder, wo er gehangen!"

„Geht, geht! Schon wieder betrunken am frühen Morgen!"

„Mein Gott, mein Gott!" jammerte der Gerichtsdiener; „ich sage: Der Kornergeorg ist wieder da, wo er war."

„Dann war er vielleicht gar nicht fort. O, ich wittere ein Complott, ein Complott!"

„Er war fort," flüsterte der Barbier im Tone der größten Bestürzung herüber, „ich habe mir ja selbst die Stätte wiederholt angesehen."

„Er ist fort und ist wiedergekommen," sprach Süpple.

„Wieder gekommen? Esel!"

„Beinahe wieder gekommen, Euer Ehren," erwiederte Süpple. „Aber seine Kleidung ist eine ganz andere. Man kann sagen, er hat sich umgekleidet. Er hat andere Hosen an, eine Jacke, und statt seiner Socken trägt er jetzt starke Wasserstiefel."

„Wasserstiefel?" rief der Bürgermeister in äußerster Verwunderung aus.

„Dazu hat er am Kopfe eine Wunde, die Hirnschale ist ihm gespalten."

Die Frau Bürgermeisterin war einer Ohnmacht nahe.

Balbus rieb sich heftig die Nase, was bei ihm immer das Zeichen der Rathlosigkeit, großer Verwirrung und der Geistesanstrengung war, ein schwieriges Problem lösen zu wollen.

Endlich rief er: „Meine Perrücke! meinen Degen! Da muß ich selbst hinaus, um nachzu-

sehen und einiges Licht in die Sache zu bringen."

Der Barbier und der Gerichtsdiener eilten durch's Zimmer, um den Herrn mit den Insignien seiner Würde zu bekleiden.

Aber schon waren auffällige Schritte und Stimmen verschiedener Menschen im Hause hörbar.

„Der Kornergeorg ist unten!" rief die gellende Stimme des Stadtschreibers zur Thüre herein. Der Kopf, der dabei sichtbar ward, war gleich wieder verschwunden.

Der Kornergeorg war in der That von einer zahllosen Menschenmenge, aus Kindern und Erwachsenen, Frauen und Männern, Bürgern und Plebs bestehend, umringt, auf das Rathhaus gebracht worden. Noch am selben Tage fand die Untersuchung durch den Stadtarzt und das Gerichtspersonal statt, und alle Organe der Justiz wurden auf's Neue in Bewegung gesetzt, um nach dem Räthsel des Verschwindens des Kornergeorgs noch das viel Wunderbarere des Wiedererscheinens desselben zu erklären.

VII.

In der Mühle hatten sich seit jener Nacht, in welcher die Leiche des Kornergeorg fortgebracht wurde, die Stimmung und Haltung zweier Bewohner sehr verändert. Der Müller und der sonst so lustige Wendelin gingen ernst und beinahe düster umher; den Müller besonders sah man oft lange sinnend am Fenster stehen oder brütend auf einem Stuhle sitzen, was früher bei seiner Gewohnheit, sich stets zu beschäftigen, nie der Fall gewesen. Er hatte wohl seit jeher Anlage zum schwärmerischen Nachdenken und den verlockenden Hang, sich in sich selbst zu vertiefen. Jetzt artete Beides augenscheinlich in Tiefsinn und Schwermuth aus. Er empfand eigentlich keine Reue über seine rasche, blutige That, denn er glaubte zu ihr vollkommen berechtigt gewesen zu sein, wohl aber erfüllte ihn eine Art von Zorn über den Weltlauf, der eine wohlgemeinte, aus dem edelsten Gefühle hervorgegangene That mit Grauen weiter geführt und eines rechtschaffenen Mannes Hand plötzlich mit Blut befleckt hatte. Nicht der Todtschlag war es, den er beklagte, so oft sich in das unheimliche

Gewühl seiner Empfindungen ein schweres, stechendes Reuegefühl mischte. Er bereuete nichts, als daß er, von einer fast schwärmerischen Herzensgüte verführt, an einem elenden, verworfenen Gesellen gut wie ein Vater hatte handeln wollen. So oft er sich dessen erinnerte, stieg sein Blut kochend empor; dieselbe sittliche Entrüstung, derselbe Schauder über menschliche Heimtücke, die ihn an der Stallthür übermannt und ihm die Hebestange in die Hand gegeben, stellten sich in seinem Inneren wieder ein; er fühlte, daß er so habe handeln müssen, und daß er die That vorkommenden Falles, was er sich auch im Voraus dagegen sagen möge, wiederholen würde.

War demnach sein Gewissen auch ruhig und ohne Vorwurf, so war doch die Hälfte seiner Seele umnachtet, verdüstert, verstört, in Zwiespalt anseinander gerissen. Es war ein gewaltiger Riß hineingekommen in die nicht mehr biegsame, festgewordene Weltanschauung eines bejahrten Mannes.

Er sagte einmal zu Wendelin:

„Wie habe ich am Hinrichtungstage gegen die Todesstrafe gesprochen, das heißt mit anderen

Worten: wie habe ich dagegen gemurrt, daß man einen Kornergeorg an den Galgen gebracht! Durch eine wunderbare Fügung ist es so geworden, wie ich wollte. Der Todte wurde belebt in meine Hand gegeben. Gräßliche Heimsuchung des Himmels oder der Hölle! Ich selbst mußte die Todesstrafe an ihm vollziehen, ich selbst mußte eilen, ihn wieder zu hängen!“

Das war die rein innerliche, psychologische Seite, von welcher, freilich bis an den Kern des Daseins, der Müller angegriffen wurde. Mitten hinein schlug auch noch oft eine ganz äußere Seite ein: die Betrachtung, was die Welt wohl sagen würde, wenn sie von den geheimnißvollen Vorgängen unterrichtet wäre? Damit ist gar nicht gesagt, daß den Müller, was so natürlich gewesen wäre, gemeine Furcht vor Verantwortung beschlich, trotzdem er wohl wußte, daß sich im gegenwärtigen Augenblicke das Gericht und alle Welt den Kopf zerbreche, wie der Gehenkte fortgekommen und in anderer Gestalt erschienen. Diese Furcht hatte er nicht, obwohl er erfuhr, daß Alles aufgeboten werde, um hinter das Geheimniß dieser Vorgänge zu kommen. Die ganze Auffassung seiner That

widersprach dieser Furcht gänzlich; auch lag es nicht nahe, anzunehmen, daß durch irgend wen oder irgend was, ein Verdacht auf ihn fallen könne. Die Kleidungsstücke, die der Kornergeorg von dem Müller erhalten und die er am Leibe gehabt, hätten allerdings auf die Spur führen können. Im vorigen Jahrhunderte aber lag diese Gefahr nicht so nahe. Die Criminalprozedur damaliger Zeit war roh und unwissend. Sie verschmähte die Beihülfe der Wissenschaft, und richtete dort, wo sie zum Beispiel Vergiftungsfälle annahm, mit dem Schwerte, ohne den Thatbestand durch die chemische Retorte erwiesen zu haben; sie kannte auch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen nicht, die den Verbrechern später so gefährlich werden sollte, indem sie Zeugen hervorzauberte, wo sie Niemand ahnte. Das ganze Gerichtswesen stand auf einer niederen Stufe, und so ist es erklärlich, wie ein schlichter Mann sich nicht ängstigte, durch ein paar Kleidungsstücke verrathen zu werden, die abgetragen, gewöhnlich, nach dem Schnitte aller übrigen im Lande und ohne besondere Kennzeichen waren.

So vergingen die Tage.

Wendelin's Benehmen seinem Herrn gegenüber blieb indeß das schönste und theilnehmendste. Er sprach unaufgefordert kein Wort über das Vergangene, war aber, so oft in der Stille der Nacht das Gespräch auf den wunden Punkt im Leben des Müllers gerieth, stets eifrigst bemüht, diesen zu trösten, zu beruhigen, und ihm den Ausgang günstig darzustellen. Dabei war der arme Bursche innerlich mindestens eben so unruhig, als sein Herr. Er machte sich den Vorwurf, an dem ganzen Unglück schuld zu sein, weil er ihn ganz wider dessen Willen an jenem Morgen auf den Schauplatz der Hinrichtung geführt.

VIII.

Vier Wochen nach der verhängnißvollen Nacht saß der Müller mit Wendelin am Tische und ordnete allerhand Rechnungen, als plötzlich der Gerichtsdiener Süpple eintrat, und ehe er noch grüßte, zur Thüre hinausrief: „Bleibt nur draußen!“ Dieser Zuruf galt drei anderen Polizeidienern.

Wendelin erbleichte. Die Knie versagten ihm, als er aufstehen wollte, den Dienst. Der Müller aber erhob sich ruhig, und trat auf den Gerichtsdiener ruhig und gleichsam unbedenklich zu.

„Lieber Herr Gevatter!“ hob der Süpple sehr höflich, ja gemüthlich an, „eine Geschichte — o ich wollte, der Teufel hätte den Kornergeorg gar nicht wieder zurückgebracht —“

„O weh!“ rief Wendelin aus, und fiel mit dem Kopfe auf die Arme.

Der Gerichtsdiener fand dies auffallend und sagte zum Müller, dessen Haltung sich inzwischen ganz gleich geblieben war: „Um Gotteswillen, ich will nicht glauben, daß Ihr Etwas darum wißt? Es thäte mir sehr weh, als ob ich es selbst wäre. Ich bitte Euch, sagt mir, ob Ihr bei dem Verschwinden des Kornergeorg ganz reine Hand habt? Denn seht, Euer Schuster, der verfluchte Dornstedt, behauptet, die Wasserstiefel, die der Kerl anhatte, seien die Eurigen.

„Sie sind meinem Herrn gestohlen worden!“ schrie Wendelin, herbeispringend, auf.

„Desto besser, desto besser!“ sagte Süpple, zum

Müller gekehrt, welcher, wie früher, ruhig und still blieb.

„Es sind uns noch andere Sachen gestohlen worden!“ rief Wendelin wieder und wollte fortfahren, als ihn der Müller bei der Hand nahm und bei Seite schob.

„Mische Dich nicht darein!“ sagte er. Dann fragte er wieder den Gerichtsdiener: „Was wollt Ihr denn bei mir?“

„Lieber Herr Gevatter!“ war die Antwort, „der Herr Bürgermeister hat den Befehl gegeben, daß wir Euch auf das Amt bringen, damit Ihr Euch verantwortet — oder — was sage ich, verantworten — was kann's für einen Spectakel eines todten Lumpen wegen geben? — damit Ihr es aufklärt, ob die Stiefel Euch gehören, oder nicht!“

Wendelin war außer sich, in starrer Verzweiflung.

„Sei kein Narr,“ redete ihn der Müller an. „Besorge die Rechnungen. Ich will auf's Amt inzwischen.“

Der Müller nahm Rock und Hut und wollte gehen. Da faßte Wendelin schmerzlich seine Hand,

küßte sie und fragte leise und schmerzlich: „Kommt Ihr wieder?“

Der Müller lächelte seltsam, antwortete: „Besorge die Rechnungen,“ und verließ, Wendelin trostlos zurücklassend, mit Süpple die Stube.

Kaum war der Verhaftete auf das Rathhaus gebracht, so wurde er schon vor den Bürgermeister geführt.

Das Erste, was dem Müller in der Amtsstube in die Augen fiel, waren die Wasserstiefel, die an der Mauer standen. Dieser Anblick brach die bisherige düstere, ernste Ruhe seines Gemüthes. Er that den Ausruf:

„Ja, das sind sie!“

„Was?“ fiel der Bürgermeister ein. „So hat der Schuster Recht? Sprecht, redet! Ihr kennt die Stiefel? Gott weiß, ich glaubte, der Mensch irrt sich.“

„Es sind meine Stiefel!“ sagte der Müller.

Balbus richtete sich auf. „Reinbacher,“ sagte er, indem sich sein ganzes Gesicht mit Purpurröthe übergoß: „Ihr geltet im ganzen Lande für einen braven Mann — seid Ihr gar in die Geschichte involvirt? — Gesteht Alles — läugnet

nichts — es hilft nichts — wir kommen hinter Alles."

Der Müller, in strammer Haltung, antwortete mit fester Stimme: „Ich komme nicht, um zu leugnen. Was ich gethan, war recht vor Gott, und so wird es wohl auch recht vor den Menschen sein. Ich habe den Gehenkten abgeschnitten."

„Ihr habt den Gehenkten abgeschnitten?" rief der Bürgermeister. „Ihr, ein so kluger Mann? Zu welchem Unfuge habt Ihr Euch hergegeben?"

Der Müller antwortete:

„Es geschehe mir, was mir geschehen kann. Ich will mich nicht durchwinden, will mich nicht durchstehlen, ich bin ein redlicher Mann. Hört es, ich erkläre es feierlich: ich habe den elenden Mörder da abgeschnitten, todtgeschlagen und wieder aufgehängt."

„Ihr?" rief Balbus. „O Graus! o Schrecken! Und zu welchem Zwecke? Todtgeschlagen? Ihr redet irre!"

„Ganz und gar nicht," antwortete der Müller. „Wollte der Himmel, ich redete irre und im Traume! Der Elende hat meinen Frieden mit fortgenommen, er hat mich zum Zweifler an der

Vorsehung gemacht, er hat in mir Alles umgeworfen, was ich für gut hielt, Alles, was ich für den Nebenmenschen empfand. Heute — heute könnte ich in der Mitte eines Kirchhofes stehen, wo ein Pochen und Winseln der Todten aus allen Gräbern ertönte — ich mache keinem wieder auf!“

„Ihr seid überschnappt!“ rief der Bürgermeister, dem der allerdings wunderbare Zusammenhang noch nicht klar sein konnte, ängstlich aus.

„Ich bin nicht überschnappt,“ entgegnete der Müller, mit einem bitteren Lächeln um den Mund, „weil ich nicht lügen will, noch kann. Aber man muß an Wunder glauben, wenn man diese Geschichte hört. Sie ist aber darum doch wahr und doch geschehen.“

Hier erzählte der Müller die bekannten Ereignisse seit dem Hinrichtungstage bis zu dem Augenblicke, wo er die blutige Leiche an den Galgen gehängt. Er erzählte treu und genau nach dem Hergange und schloß: „Sagen Sie nun, Herr Bürgermeister, ob Jemand an der Stallthüre anders gehandelt hätte, als ich! — Was hätten Sie gethan?“

Der Bürgermeister, der die Erzählung mit Ausrufen der höchsten Verwunderung und zuweilen des Grauens unterbrochen hatte, antwortete in Bezug auf den Schlußsatz:

„Was ich gethan hätte? Erstlich den Lumpen hängen und zappeln lassen, oder, wenn er schon abgeschnitten war, sofort Alles zur Anzeige gebracht. Das hätte ich gethan, und somit alle Gräuel in der Mühle erspart.“

Der Bürgermeister lächelte sich über diese überaus kluge und pfiffige Handlungsweise hoffärtig selbst Beifall zu. Er war unfähig, die genialen Beweggründe einer größeren Natur aufzufassen. Dann sagte er zum Müller, der ihn, fast als ob er einen Affen vor sich hätte, mit verächtlichem Schweigen betrachtet hatte:

„Ihr habt Euch da in eine gräßliche Geschichte gestürzt! So weit also brachte Euch die Antheilnahme für einen Schurken, der Euch schon dereinst an öffentlichem Orte, am Wirthstische zum Tadel einer hohen Regierung und ihres Prozeßverfahrens verführte? Ja, ja, so führt uns Eines zum Andern; man beginnt mit ein paar frechen Bemerkungen und schließt mit Mord und Em-

pörung! Uebrigens erzählt Ihr das Alles, wie es nur Euer Ankläger erzählen sollte. Es gibt viel Auswege, wenn Ihr sie nur zu benützen verständet! Ich, als Amtsperson, kann Euch keinen Rath geben, Ihr werdet hoffentlich noch anders sprechen, sobald sich die Aufregung legt, die man jetzt aus jedem Euerer Worte heraushört. Ich will deßhalb das Verhör erst in ein paar Tagen folgen lassen. Eines aber sage ich Euch: ein Todtschlag liegt zum mindesten vor. Bleibt Ihr aber dabei, daß Ihr die Hebestange längere Zeit gehalten und nicht gleich bei Entdeckung des Pferdediebstahls, in der ersten Hitze der Aufwallung, ohne Besinnung auf den Kerl losgeschlagen — dann ist es weit schlimmer — dann gibt es einen Mord."

„Mord?" rief der Müller, von Schrecken und Ueberraschung bewältigt, und setzte gelassen hinzu: „Der Kerl war doch vogelfrei!"

„Nun, nun —" antwortete Balbus, „ich weiß nicht — vielleicht doch nicht — läßt sich nicht so leicht sagen! — Ein solcher Fall ist noch keinem Richter vorgelegen. Merkt Euch nur, was ich sagte: Es könnte Euch an — den Hals gehen!"

„An den Hals?“ wiederholte der Müller tonlos.

„Ihr kennt die hochnothpeinliche Gerichtsordnung sehr wenig,“ sagte der Bürgermeister, das Gesicht auf das Ernsthafteste und Bedenklichste verziehend. „Ja, an den Hals!“

„Dann aber,“ rief der Müller im höchsten Affekte, dann aber wird auch die Himmelsdecke nicht so fest sein, daß sie nicht über alledem einstürzt.“

Er verließ, von dem Gerichtsdiener begleitet, die Amtsstube, und wurde in festen Gewahrsam gebracht.

IX.

Die Aussagen des Müllers über den Gehenkten, die sich schon am folgenden Tage in der Stadt und deren Umgegend verbreitet hatten, konnten nicht verfehlen, einen unermeßlichen Eindruck auf das Publikum zu machen. Die Aufregung war fieberhaft groß. Das Schicksal des Müllers aber, den jedes Kind kannte, und der weit

und breit allgemeine Achtung genoß, war der Gegenstand allgemeinen Antheils.

„Was wird mit ihm geschehen?“ war die allgemeine Frage.

Die große Menge und alle Gefühlsmenschen in den gebildeteren Sphären waren von innigem Mitleid erfüllt, und erwarteten Straflosigkeit, oder eine so geringe Strafe, die ebenso viel wie Straflosigkeit wäre. Selbst Jene, welche die Handlungsweise des Müllers bedenklich, willkürlich und sehr unaufgefordert fanden, neigten sich zu einer ziemlich milden Ansicht.

Als aber einige Herren vom Rathhause da und dort die hochnothpeinliche Meinung aussprachen, die der Herr Bürgermeister dem Müller bei dessen erster Vorführung kundgegeben, erschrak Alles über die Strenge und barbarische Starrheit des Gesetzes. Ein allgemeines Murren, das bis zum Schimpfen und bis zur Drohung ausartete, brach im Volke los, obwohl kein Urtheil noch gefällt war. Diese Stimmung des Volkes hielt andauernd mehrere Tage lang an, so daß der Herr Bürgermeister es für gut befand, bei der Landesregierung anzutragen, daß der gefangene Müller

einem entfernteren Criminalgerichte zur Untersuchung übergehen werde. Für den Fall, daß dieser Antrag gutgeheißen würde, wurde das Amt Rehburg vorgeschlagen, das zugleich ein fester Ort war.

Dieser Vorschlag wurde höheren Orts gebilligt. Der Bescheid der churfürstlich hannoverschen Regierung langte kurz darauf an, und befahl die Uebersiedelung des Angeklagten nach dem Schlosse Rehburg.

Am Abend desselben Tages, an welchem dieser Befehl eingetroffen war, fuhr ein offener Wagen, mit fünf wohlbewaffneten Soldaten besetzt, in den Hof des Rathhausgebäudes ein. Der Müller, mit Ketten belastet, wurde hinausgeführt, und mußte in der Mitte der Soldaten seinen Platz nehmen. Bald bewegte sich der Wagen und bog in ein ödes Seitengäßchen ein, um auf einem Umwege auf das Heimlichste aus der Stadt herausgeführt zu werden.

Diese Anstalten blieben aber nicht so ganz geheim, als man glaubte. Dem Rathhause gegenüber war seit Einbruch der Dämmerung ein junger Mensch auf den steinernen Stufen eines Brun-

nens in stiller Trauer gesessen. Es war Wendelin. Seitdem der Müller in Haft war, irrte er fast täglich wie ein Geist in der Nähe des Rathhauses umher; besonders in der Dämmerung, bis tief in die Nacht hinein, hätte ihn ein aufmerksames Auge oft erspähen können. Da ihm verwehrt war, mit seinem Herrn zu sprechen, war es ihm schon eine Beruhigung, den Schimmer seines Lämpchens durch das vergitterte Fenster herabstreifen zu sehen, und allerhand Gedanken und Pläne der Befreiung beschäftigten ihn fortwährend, ohne daß er es jedoch hierin zu irgend einem festen Entschlusse bringen konnte.

Nun sah er den Wagen, die Soldaten, sah die durch Nacht geheimnißvoll umherirrenden Lichter, hörte leise gewechselte Worte, endlich Schritte und den Klang von Ketten, ein nächtiges, seltsames Treiben. „Das ist er! Sie bringen ihn heimlich um!“ rief er, seiner Sinne vor Schrecken kaum mächtig, als er die stämmige Gestalt seines Herrn langsam die Treppe herabschreiten sah. Seine geängstigte Seele setzte sogleich das Schrecklichste voraus.

In der Gaststube des „silbernen Hirschen“

waren noch alle Tische von den zurückgebliebenen Besuchern des Morgens abgehaltenen Marktes besetzt. Man hörte Lärm und Gelächter. Wendelin stürzte auf das Haus los, bleich, verstört, athemlos, riß die Thür auf und rief mit dröhnender Stimme: „Heraus, Leute, heraus! Man führt den Müller heimlich zum Tode! Kommt, mir nach! mir nach!“

Er verschwand sogleich wieder.

In wilder Bewegung erhob sich Alles. Jeder ergriff als Waffe, was er nur konnte. Das Wirthshaus war in einem Moment von allen Gästen gesäubert.

„Mir nach, mir nach!“ rief Wendelin, und Alle folgten.

Der Umweg, den der Wagen durch das Seitengäßchen genommen, war verhängnißvoll. Noch innerhalb der Stadt, unfern dem Thore, wurde der Wagen eingeholt und plötzlich von einem Haufen umstellt. Die Leute waren alle noch in der ersten Hitze des Affects, baar der Ueberlegung. Sie fielen den Pferden in die Zügel und rissen den Kutscher herunter. Die Soldaten stellten sich, überrascht herbeispringend, zur Wehre. Wendelin,

bisher immer allen Uebrigen voran, wandte sich zu dem Haufen, der immer mehr anschwoll, und rief:

„Leute, Freunde, sprecht! Wollt Ihr Eueren Mitbürger, einen Ehrenmann, so vieler Leute Freund und Wohlthäter, sterben lassen? Habt ein Herz, habt ein Erbarmen! Befreit ihn, gebt ihm Mittel zur Flucht!“

Die Wuth, die in Wendelin brannte, schlug in die Herzen der jüngeren Leute ein. Alle drängten heran. Wendelin entriß sofort einem der Soldaten den Säbel, stieß ihn bei Seite, während das Menschengewühl rings heranstürmte, so daß die Vorderreihe die übrigen Soldaten fest an den Wagen drückte und wehrlos machte.

In diesem Augenblicke erhob sich der Müller im Wagen und begann zu sprechen, ohne daß seine Worte bei den Zurufen, die ihm galten, und den Flüchen, die die Behörden trafen, vernehmlich wurden.

„Du bist frei!“ rief Wendelin, auf den Wagen springend und die Hände seines Herrn fassend.

„Rasender!“ fuhr ihn der Müller an, „was soll das? Und Ihr unüberlegten Leute! Was soll

mir das helfen? Fort, nach Hause! Stürzt Euch nicht in's Unglück und vergrößert nicht das meinige!"

Die so mit volltönender Stimme gesprochenen Worte brachten den zornigen Menschenhaufen für einen Moment zur Besinnung. Man wich zurück, der Lärm legte sich etwas, aber Wendelin, ohne den Müller los zu lassen, blieb auf dem Wagen stehen und schrie laut:

„Er weiß nicht, was er spricht! Kommt, nehmt ihn, tragt ihn fort!"

Da griff einer der Soldaten, die sich bisher von der Uebermacht zurückgedrängt gefühlt, nach Wendelin, und riß diesen herunter. Wendelin aber sprang empor und hieb mit dem Säbel nach dem Soldaten, daß er blutend zusammenbrach. Auf den Schrei des Getroffenen hin erwachte die Wuth der Kriegsleute. Einer schoß seine Pistole auf Wendelin ab, sie traf ihn nicht, doch das Signal war gegeben. Ein wildes Handgemenge begann. Es dauerte nicht lange. Die Soldaten wurden umringt, zu Boden geworfen, geknebelt. Ihre Flinten, in die Luft abgefeuert, gaben der ganzen Scene den Charakter einer kleinen Schlacht.

Wendelin war in der Mitte des Kampfs wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Er war wie außer sich. Er hatte mit dem Säbel, den er führte, manchen Hieb ausgetheilt und seine Kameraden fortwährend durch lauten Zuruf angefeuert.

Indessen hörte man vom Rathhause her Reveille blasen. „Macht, daß Ihr fortkommt!“ rief eine barsche Stimme Wendelin und dem Müller zu. „Gleich wird es, wenn Ihr zaudert, Euch nachknallen und nachblitzen!“

„Hast Recht, Kamerad!“ rief Wendelin. „Ich bringe den Müller in Sicherheit. Und wenn ein redlicher Kerl nach Allem, was heute geschehen, eine Zufluchtsstätte nöthig zu haben glaubt, er findet sie in der Mühle am Höft.“

Er hatte Peitsche und Zügel erfaßt und sauste davon. Jetzt erst, da er sich seinem Herrn zukehrte, sah er, daß dieser stumm und todtenblaß in der Ecke des Wagens saß. Er war ohnmächtig geworden. War er verwundet? Hatte ihn die Kugel des Soldaten getroffen, die Wendelin bestimmt war? Oder war nur die Gemüthsbewegung und der Wechsel der Luft nach

langer Haft Schuld? Wendelin konnte sich vorerst nicht darüber Gewißheit verschaffen, er mußte die Pferde antreiben, um noch durch's Thor zu kommen und seinen Feinden zu entfliehen.

Es gelang.

X.

Als der Müller aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, sah er sich wieder in seiner Mühle. Es war Nacht, das Wasser rauschte, eine Lampe brannte unfern, er lag ausgekleidet im Bette und hatte ein nasses Tuch auf der Brust. Zu seinen Füßen saß Wendelin.

Nun erst spürte der Müller einen stechenden Schmerz in der Schultergegend, und dieser Schmerz rief ihm alles soeben Erlebte in's Gedächtniß. Er richtete sich ein wenig auf, wodurch Wendelin aufmerksam wurde, und sagte zu diesem im Tone milden Vorwurfs:

„Was hast Du gethan!“

„Was ich jetzt wieder thäte, wenn es noch zu

thun wäre," erwiederte Wendelin. „Wart Ihr nicht dem Tode geweiht? Sollte ich Euch in den Tod führen lassen?"

„Du hast die Obrigkeit angetastet!"

„Mag sein!" rief Wendelin. „Eine Obrigkeit, die an Euch schon so Unmenschliches vollbracht und noch Aergeres vollbringen wollte, mag zum Teufel fahren!"

„Und Du glaubst, Narr, ihr auf die Länge Trotz bieten zu können?" fragte der Müller mit schwacher, beinahe verlöschender Stimme.

„Warum nicht?" rief Wendelin. „Werdet nur heil und gesund, theurer Meister, dann sollen sie uns nicht einschüchtern, dann soll noch Alles gut gehen! Doch sprecht kein Wort, das bekommt Euch nicht gut — der Arzt wird gleich da sein!"

„Du wirst als Opfer Deines tollen Kopfs fallen," lispelte der Müller schmerzlich.

„Vor der Hand fürchte ich mich noch nicht," erwiederte Wendelin. „Wir haben die Brücke abgebrochen und sind nun auf unserer Insel so sicher, wie in einer Festung. Schwer dürfte es ihnen fallen, wenn sie uns aushungern wollten. Vorräthe sind genug da: Korn, Bier, Vieh in

den Ställen. Wir könnten uns, selbst ohne Zufuhr vom Lande, Monate lang halten. Meint Ihr, daß sie eine Belagerung beginnen, die ihnen manchen Mann kosten dürfte? Die Mühlknappen vom Höft sind bewaffnet und gute Schützen. Ich stehe dafür, sie bieten uns Capitulation an."

Der Müller, vom Blutverlust erschöpft, gab keine Antwort. Er war von der Größe der Kluft, die sich vor ihm aufthat, ganz erschreckt.

Die Thür ging auf, der Bader, den man aus dem nächsten Dorfe geholt und im Kahne herübergeführt hatte, war da. Er hatte seine Instrumente mitgebracht und untersuchte die Wunde. Eine Kugel stak im Schulterknochen, hatte aber zum Glück die großen Gefäße im Achselbug nicht getroffen. Das Blei wurde herausgezogen, und nachdem der Verband angelegt worden, ließ man den Müller allein. Bald sank er in einen tiefen Schlaf, erschöpft von Schmerz, Gemüthspein und Blutverlust.

Inzwischen war es nur allzu gewiß, daß die Mühle am Höft nicht lange in diesem Zustande der Ruhe bleiben werde. Es galt, sich zu rüsten. Wendelin hatte bereits auf den beiden äußersten

Punkten der Insel Schildwachen ausgestellt, welche auf Alles, was auf den Ufern sich begeben würde, achten sollten. Er vertheilte, was sich an Waffen im Hause vorfand, Hakenbüchsen, Dreschflegel und Sensen.

Alles war vorerst noch frohen Muthes und freute sich, daß der Herr wieder da war. Der Arzt hatte gute Hoffnung gegeben. Alle versprachen, die Mühle und des Müllers Leben und Freiheit, wenn es Noth thue, mit ihrem Blute zu vertheidigen.

Als der Morgen dämmerte, gaben die Wachen Meldung. Eine Gerichtsperson, an ihrer schwarzen Tracht und mächtigen Perrücke kenntlich, erschien, von einem kleinen Trupp Soldaten begleitet, am Ufer. Sie kamen von Nienburg. Da die Soldaten die Brücke abgebrochen fanden, suchten sie einen Kahn, auf dem sie übersetzen könnten. Da mochte der ehrenwerthe Mann vom Gericht, der ihr Anführer war, ein paar Flinten gewahr werden, die aus den Dachluken hervorguckten. Er stellte nun die Nachforschungen nach einem Kahne ein, zog sich in eine respectvolle Entfernung, entrollte ein Blatt und las etwas vor,

was vermuthlich ein Befehl war, daß der Müller und Wendelin sich dem Gerichte in Nienburg zu stellen hätten. Die Entfernung ließ kein Wort davon auf die Insel gelangen, und als Niemand in der Mühle antwortete, entfernte sich die Gerichtsperson, nachdem sie ihrerseits Posten aufgestellt hatte, welche die Bewegungen und Vorgänge in der Mühle beobachten sollten.

XI.

In den zwei folgenden Tagen wurden von Seite der bewaffneten Macht zwei Angriffe unternommen, um den Müller Reinbacher und seinen Knecht in Haft zu nehmen. Eine Landung wurde des Morgens, im Schutze eines dichten Nebels, eine andere im Schutze der Abenddämmerung versucht; sie wurden beide durch die Wachsamkeit und den Muth der Müllersknechte vereitelt, die ihren am Wundfieber darniederliegenden Herrn nicht preisgeben wollten. Die Kriegsleute wurden zurückgeschlagen, und verloren sogar ihren Anführer.

Er wurde von einer Dachluke aus mitten in die Stirn geschossen, und sank, ohne auch nur einen Laut ausgestoßen zu haben, in den Sand. Die Müller sind in der Regel gute Schützen. Die Wasservögel, die zu gewissen Zeiten einfallen, laden zur Jagd ein, dabei übt sich Auge und Hand. Die churfürstliche Soldateska zeigte bei dem Verluste ihres Anführers keinen besonderen Heldensinn. Anstatt um so hartnäckiger vorzudringen, wichen die Reihen. Die Kriegsleute trugen die Leiche in ihr Schiff zurück und schlugen den Rückweg ein. Seitdem ward es still um die Mühle herum, keine Gerichtsperson und kein Soldat zeigte sich, aber diese Stille war unheimlich und ängstlich. Niemand konnte sich verhehlen, daß in den nächsten Tagen ein neuer Angriff zu erwarten sei. Der erste Muth, die erste Kampflust der Knappen war vorbei. Der und jener brütete still, wie er sich aus dem bösen Handel ziehen könne. Inzwischen hatten sich ein paar Fremde, offenbar obdachloses, landläufiges Gesindel, in die Mühle am Höft gezogen, wo sie freies Quartier und Kost und ein Leben, wie es ihnen zusagte, erwarteten. Ihre Art und Weise übte Einfluß auf den und jenen

der Knechte, die nun anfingen, sich durch Trunk und Gesang zu einer wilden, gezwungenen Lustigkeit zu reizen. Es war Keinem mehr Ernst; Allen saß die Sache wie ein Alp auf der Brust. Arbeit stockte schon lange.

So verging in Erwartung der Dinge, die der Morgen bringen werde, Tag um Tag.

Reinbacher war nach einem Wundfieber, das siebzig Stunden gedauert hatte, wieder aufgestanden. Seine kräftige Natur siegte. Bald saß er wieder im Lehnstuhl am Fenster, und Wendelin mußte ihm erzählen, was einstweilen vorgegangen. Er schüttelte, als er den vollständigen Bericht gehört, traurig das Haupt, denn er sah nur Böses herankommen. Den Arm in der Binde ließ er sich am siebenten Tage aus dem Hause herausführen, und setzte sich, von seinem ganzen Hausgesinde bewillkommt, auf die Steinbank im Hofe. Seine Hunde sprangen herbei, liebkosten ihn und krochen an ihm empor, daß er sich ihrer gewaltsam erwehren mußten.

„Wie sich doch," dachte er, als er wieder allein war, „wie sich doch Eins an das Andere knüpft, um eine grausige Kette zu bilden! Zuerst der

Raub des Gerichteten, dann sein Todtschlag. Hierauf die lange, schwere, böse Kerkerhaft, und unerwartet, da der Tod schon vor Augen stand, die gewaltsame Befreiung. Nun ist der Krieg da gegen die bestehende Gewalt. Die Sache wächst aus einem kleinen Funken, wie wenn Teufel hineingeblasen hätten. Sollte man nicht glauben, der Mensch mit seinem ganzen Streben werde manchmal der Spielball unheimlicher Mächte? Ich habe als rechtschaffener Mann gelebt, und werde vielleicht wie ein Verbrecher umkommen. Zum Guten ist's nimmermehr zu wenden, wie aber beugt man dem ganz Schlimmen vor?"

Dazwischen fühlte er es doch noch wie eine Freude, da zu sein, den blauen Himmel und die in Gold untergehende Sonne zu sehen, die reine Luft zu athmen und seinen treuen, nur allzu raschen Wendelin vor sich zu haben.

„Ich zürne Dir nicht," sprach er ihn an, „ob die Dinge auch nur durch Dich so arg wurden. Du glaubtest mein Leben gefährdet, und hast von einem edlen Drange geleitet, entschlossen, mich zu retten, das Aeußerste gethan. Du meintest es gut. Aber jener Schuß aus der Dachluke

wird sich rächen. Ich will nicht fragen, wer ihn abgefeuert; genug, daß ich weiß, daß Du nicht der Schütze warst."

In diesem Augenblicke kam ein Weib in den Hof gelaufen; sie hatte lange am Ufer gestanden und Zeichen mit einem Tuche gemacht, bis man sie herüberholte.

„Meister," schrie sie, „mein Mathes soll mit mir heimkommen, Ihr müßt ihn fortlassen! Auf Eurer Insel wird's bald nach Pech und Schwefel riechen; ich will nicht, daß der Vater meiner Kinder Euretwegen umkomme. Euch geschieht Recht. Warum habt Ihr Euer Haus zum Zufluchtsorte für Spitzbuben und Galgenvögel gemacht? — Und Du, flaumbärtiger Bursche," sprach sie zu Wendelin, „wie kannst Du —"

„Ereifert Euch nicht umsonst, Gretel," sagte der Müller ruhig. „Nehmt Euren Liebsten zu Euch, ich halte Keinen. Wendelin, rasch, zahle dem Mathes seinen Lohn aus!"

Mathes war bei der Stimme seiner Geliebten an der Thür erschienen, und das Weib fiel nun über ihn her.

„Nur zu lange," sagte sie, „bist Du da ge-

blieben, Unglücksmensch! Schnüre Dein Bündel und mache, daß Du fortkommst! Bist Du über dem Wasser, so sieh Dich nicht um. Mögest Du's nicht Dein Lebtag bereuen, daß Du in der Mühle am Höft gedient hast!“

Der Knecht, von der dämonischen Suada des Weibsbildes beherrscht, entgegnete kein Wort. Er stahl sich an der Mauer hin, drückte dem Müller die Hand und trollte sich fort, von der Megäre begleitet.

„Eulengekrächz!“ murmelte Wendelin, als sie fort war.

„Es wird Abend,“ sprach der Müller. Man wußte nicht, ob es eine Antwort sein sollte. „Mich fröstelt. Ein Ueberrest vom Wundfieber, komm; in's Haus! und die Lichter angezündet! Ich denke heute, mit Dingen, die ich lange überlegt, zu Ende zu kommen.“

Nachdem er wohl eine Stunde lang in Gedanken im Lehnstuhl gesessen, ging der Müller in die Knappenstube hinüber. Dort sah es wie auf einer Wachtstube aus, so zwar, daß der Müller, der den Raum seit seiner Genesung nicht betreten hatte, sich im ersten Augenblicke darin kaum zu-

recht fand. Die Fenster waren ausgehoben, die Laden geschlossen und zugenagelt, in's Holz Schießlöcher hineingeschnitten. Ein Theil der Knappen lag schlafend auf den Bänken umher, andere saßen um einen Tisch und spielten Karten. Reinbacher sah Leute, die er nicht kannte; es waren Herbeigelaufene, welche angaben, sie seien durch den Auflauf in Nienburg gefährdet. In einer Ecke auf dem Herde wurden Kugeln gegossen. Das Feuer, von Zeit zu Zeit mit dem Blasebalge angefacht, warf einen grellen Schein über die dunkeln, angerauchten Wände. Speere standen hie und dort in Haufen beisammen, Büchsen und anderes Gewehr hing an der Wand.

Der Müller schritt langsam vorwärts, bis er an den Tisch kam, der in der Mitte stand, und sagte mit seiner vollen, kräftigen Stimme:

„Die Gläser stellt weg und legt die Karten bei Seite. Beides taugt nicht zu dem, was ich Euch zu sagen habe!“

Die Leute thaten, wie er gebot, und erhoben sich gleichzeitig. Der Müller stemmte die Hand des gesunden Armes auf den Tisch und fuhr fort:

„Ihr wißt, Freunde, daß ich wider meinen

Willen in mein Haus zurückgebracht wurde, und daß ohne mein Wissen und Wollen inzwischen ein Krieg gegen die ordentliche Gewalt geführt worden ist. Ich will nicht untersuchen, ob wir befugt waren, so zu handeln, wie gehandelt worden ist; genug, jetzt ist's nicht zu ändern, es muß mit allen Folgen hingenommen werden. Ich danke Allen, die sich aus Liebe und Treue zu mir so großer Gefahr ausgesetzt haben. Sie haben es auf ihre Art gut gemeint. Aber das Alles kann nicht fortgehen, wie bisher, und kann nicht dauern. Nur wer sich selbst was weiß macht, kann glauben, daß wir im Stande sind, der Macht draußen auf die Länge zu trotzen, oder sie zum Frieden zu zwingen. Vor einer Woche schickte sie zehn Leute, drei Tage später zwanzig, heute oder Morgen können hundert da sein. Doch das ist's nicht allein. Empörung und Unrecht soll sich nicht ausbreiten, wie ein böses Geschwür oder wie ein heimlich im Gebälk um sich greifendes Feuer. Sollen wir hier wie Räuber nisten, von Allen draußen verfehmt, und dies Haus, in dem wir in Ehren gelebt, zu einer Mordhöhle machen, mit unserm und mit fremdem

Blute befleckt? Wohin kann das führen, als zu Aller Verderben? Fern sei es von mir, daß ich noch mehr auf mein Gewissen nähme; was schon geschehen, drückt mich schwer genug. Drum, Freunde, ein ernstes Wort! Ich fordere Euch auf, die Mühle zu verlassen. Denjenigen, welche glauben, etwas zu fürchten zu haben, will ich Mittel geben, sich über die Grenze zu retten — unter ihnen bist Du, Wendelin, voran! Du wirst in einen Kahn steigen, und kannst morgen schon in Bremen sein. Ihr Andern —"

„Und Ihr Meister?" scholl es dem Müller in die Rede, ehe er seinen Satz zu Ende gesprochen hatte, „was soll aus Euch werden?"

„Ich stelle mich dem Gerichte!" erwiederte Reinbacher gefaßt.

„Er ist von Sinnen!" rief Wendelin.

„Bursche," rief der Müller mit einer donnernden Stimme, „wirst Du mir sagen, was ich zu thun habe?"

Eine lange, ängstliche Pause folgte, da erhob ein wild und zerlumpt aussehender Kerl, ein ehemaliger Schiffsknecht, der Schellenkaspar genannt, seine gellende Stimme.

„Wollt Ihr mich hören, Meister Reinbacher,“ sprach er. „Ihr habt gar kein Recht, uns fortzuschicken! So weit ist die Sache eingetränkt, und so muß sie weiter ihren Lauf haben. Ihr verabschiedet uns, die wir unser Leben gewagt haben, um das Eure zu retten, wollt Euch stellen und sagt zu uns: seht, wie Ihr weiter kommt! Ein sauberer Lohn das! Weil Ihr ein Narr Euerer Vorurtheile seid, sollen wir darunter leiden? Weil Ihr den Krieg scheut, sollen wir die Waffen aus der Hand legen, die noch unsere Freiheit und unser Leben schützen! Wisset, daß Ihr, der einen Galgenvogel erschlagen, jetzt weniger bedroht seid und weniger zu fürchten habt, als wir, die Euch befreit haben! Hier sind wir; dies Haus ist unsere Festung und Zuflucht, und wir wollen das Haus vertheidigen, bis sie den letzten Balken zusammenschießen; seid Ihr dabei, mit Euch, seid Ihr nicht dabei, trotz Euch!“

Einige Stimmen wollten, als der Schellenkaspar zu Ende gesprochen, in ein Hurrah einstimmen, aber des Müllers gebietender Blick und donnerndes Wort ließ sie mitten im Rufe verstummen.

„Lump, der nichts zu verlieren hat,“ rief er,

„Du sprichst wie Du's brauchst, und wenig kümmert's Dich, ob Du Andere mit Dir in's Verderben fortreißest. Was hast Du hier zu reden, herbeigelaufener Bursch, den vielleicht ganz andere Streiche zu uns geführt? Es ist nicht wahr, daß es bereits so schlimm mit uns steht und daß es keinen anderen Ausgang gäbe, als auf einem Sündenwege weiter zu gehen. Der ist für Dich und Deinesgleichen; wohin er Dich führen wird, brauch' ich Dir nicht zu sagen. Meine Leute aber kenne ich, die werden nicht Räuber und Mordbrenner über Nacht, nachdem sie Jahrelang brav und arbeitsam gelebt. Du gehörst nicht unter sie! Fort, hinaus aus dieser Stube, wo ich zu reden habe! Und Ihr," wandte er sich zu den Anderen, „habt Acht auf ihn, denn von Leuten seines Gleichen ist das Aergste zu erwarten."

Der Mensch ging schimpfend hinaus, zwei Andere folgten, die übrigen Knappen standen schweigend da. Es machte sich in ihnen die bessere Einsicht geltend. Alle waren weiter gegangen, als sie es von vornherein beabsichtigt, und vertheidigten ihre Stellung nur noch aus Liebe zu ihrem Herrn und eigentlich aus Verzweiflung.

„Welche unter Euch," fragte der Müller, „halten sich für ernstlich bedroht?"

Drei Leute traten hervor: der Mühlmeister, ein Knappe und ein uralter Müllerjunge.

„Ich habe commandirt," sagte der Erste.

„Ich hieb einen Soldaten über den Kopf, daß er zusammensank," sagte der Zweite.

„Ich," sagte der „Junge," „schoß aus dem Dachfenster —"

„Ihr erhaltet Eueren vollen Jahreslohn," sprach Reinbacher „und seht, daß Ihr aus unserem churfürstlichen Gebiete herauskommt. Die finsteren Nächte, die wir jetzt haben, und der Nebel, der jetzt auf dem Flusse liegt, werden Euerer Flucht günstig sein. Habt Ihr die Grenzen hinter Euch, seid Ihr im Hadeler Lande, seid Ihr vorerst geborgen. Da werdet Ihr sehen, was sie gegen Euch beginnen. Ich freue mich, daß Ihr Alle, wie Ihr da vor mir steht, kein Weib oder Kind hier zurücklaßt."

„Und Ihr, theurer Meister," rief Wendelin, „Ihr wollt bleiben? Nein, nein, nein! Ihr flieht mit uns!"

Der Müller schüttelte seinen Kopf.

„Der Himmel weiß es," rief Wendelin wieder, „wenn Ihr bleibt, bleib' auch ich. Ich kann Euch nicht zurücklassen!"

„Thörichter, lieber Junge!" sagte der Meister, seine Hand ergreifend. „Es muß sein! Du wirst mit den Uebrigen gehen. Laß bald von Dir hören. Und nun — — leb' wohl!" Er ging hinaus, während Wendelin jammernd und klagend hin und wieder lief und die drei Anderen still von ihren Kameraden Abschied nahmen. Nach einer kurzen Weile erschien er wieder, in der Hand einen Sack mit Geld und zählte nicht nur den Dreien, welche abreisen sollten, sondern Jedem seinen Lohn auf den Tisch.

„Die Mühle am Höft," murmelte er vor sich hin, als er fertig war, „hat zu arbeiten aufgehört."

Er war entschlossen, morgen mit dem Frühesten auf's Amt nach Nienburg zu fahren.

„Es ist jetzt elf Uhr," sagte Reinbacher nach einer Pause. „In einer halben Stunde könnt Ihr Euer Bündel geschnürt und die Kähne in Bereitschaft haben. Lebe wohl, Wendelin, lebt wohl, Ihr Alle!"

Er verließ die Knappenstube.

Es war eine schwarze, traurige, unheimliche Nacht. Von Zeit zu Zeit erhob sich der Wind mit einer seltsamen Klage, und beugte die bereits winterlich entlaubten Wipfel der Bäume. Kein Stern war am Himmel sichtbar. Der Winter und eine düstere Trauer schien allen Dingen im Herzen zu liegen. Der Müller öffnete ein Fenster im ersten Stockwerk und blickte in die Dunkelheit hinaus. Er hörte wie Die, welche abreisen sollten, die Kähne bereit machten, und unterschied in den wenigen Worten, die sie unter einander wechselten, die Stimme Wendelins, des Mühlmeisters, des ersten Knappen und des Müllerjungen. Da klirrte die Kette des Kahns, sie stießen vom Lande.

„Sie kommen durch, gewiß, gewiß!“ sagte der Müller; „in dieser Nacht ist's unmöglich, daß man ihnen auflauert. Gut, daß ich den Wendelin fortgebracht habe.“

Er ging leise hinab und begab sich bis auf die Spitze der Insel. Vom Kahne war in der stockfinsteren Nacht nichts zu sehen. Der Wind kam von Norden, er brachte keinen Laut. Kein

Licht, nichts, was beunruhigen konnte, war am Ufer zu sehen.

„Gerettet!“ sagte der Müller und ging in seine Wohnstube, ermattet durch die Auftritte dieses Tages. Dort warf er sich in seinen Kleidern auf's Bett.

XII.

Reinbacher war kaum eingeschlafen, als ihn ein Flintenschuß weckte. Er sprang auf die Füße und wollte Licht machen. In diesem Augenblicke sah er, daß der Morgen bereits dämmere. Ein Mühlknappe trat in's Zimmer.

„Wer hat geschossen?“ fragte der Müller.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte dieser.

Ein anderer Bursche kam herbeigelaufen und rief: „Es kommen Soldaten von Nienburg in einem großen Schiffe daher. Wollt Ihr Euch wirklich ihnen gefangen geben, Meister? O, daß Ihr doch mit den Uebrigen davon wäret!“

Der Müller ging die Treppe festen Schrittes

hinab, ohne irgend ein Wort zu erwiedern, und trat in die Knappenstube. Der Flintenschuß hatte Alle, die dort lagen, auf die Füße gebracht. Sie zauderten, ob sie doch nicht nach den Waffen greifen sollten.

„Die Waffen bei Seite!“ rief der Müller.

In diesem Augenblicke hörte man ein wildes Hurrah von vielen Stimmen ganz unfern vom Hause, Schüsse knatterten, Trommeln wurden gerührt, die Thüre, die geschlossen war, wich krachend unter einem furchtbaren Schlage, der mit einem Balken geführt worden war. Ein Fensterladen flog in Trümmer, und durch Thüre und Fenster erschienen Bewaffnete im Gemach.

„Hier haben wir Alle!“ rief eine Stimme; „die Waffen weg! Ergebt Euch, Mordgesindel!“

Und von allen Seiten drangen Kriegsknechte auf den Müller und seine Knechte ein.

„Hier bin ich!“ rief Reinbacher. „Es war meine Absicht, mich heute dem Gerichte zu stellen.“

Zweier Hände langten nach ihm. Ein dritter Soldat brachte Handschellen.

len Flammen den Strom hinab, bis sie allmälig verloschen.

Der Himmel war weithin feurig geröthet und in den vom Winde gejagten, eilig dahin eilenden Wolken spiegelte sich die Gluth bald mehr, bald minder stark. Alle Rettungsversuche blieben erfolglos.

Nach einer Stunde war der Dachstuhl der Mühle ganz verzehrt. Bald schien der Flammenherd in sich zusammenzusinken, bald schlug die helle Lohe mit erneuerter Wuth empor, dickes, schweres, dunkelschwarzes Rauchgewölk über den Fluß hinsendend.

Der Müller, kaum noch von seiner Wunde genesen, nun wieder von einem furchtbaren Schicksale getroffen, saß bleich, aber ruhig im Kahne, in der Mitte seiner Feinde, und sah, wie sein Haus niederbrannte. Dann wendete er sich wieder seinem treuen Wendelin zu, den sie der Länge nach hingelegt hatten. Erst als die Feuersbrunst ihrem Ende sich näherte, ergriffen die Soldaten die Ruder und entfernten sich von der Stätte des Unheils.

Stumm, finster, starr fuhr der schwergeprüfte

Mann dahin, wie gefaßt darauf, daß Alles in Stücken gehe, was ihm bis zum heutigen Tage das Leben werth gemacht hatte.

Eine Stunde später war er wieder in seinem früheren Kerker.

Im Laufe des Nachmittags wurde er unter starker Militärdeckung nach Rehburg geschafft.

Der Brand selbst dauerte noch den ganzen Tag fort. Das Glimmen und vereinzelte Aufflackern des Gebälks währte bis in die Nacht hinein, aus den Trümmern wirbelte fortwährend Rauchqualm empor.

In zwei Reihen hinter einander starrten die verkohlten Pilotenstumpfe, Radüberreste und Wellbaumtrümmer aus dem Wasser empor; die Mühle selbst bot einen grausigen Anblick. Alles war niedergebrannt bis auf die Mauern, dazwischen erhob sich hie und da ein rissiger, halbzerstörter Rauchfang.

Das war Alles, was nach einer schrecklichen Nacht von der schönen Mühle am Höft übrig war.

XIII.

Zwei Tage nach dem Antritte seiner Haft in Rehburg wurde der Müller wieder vor's Gericht gestellt. Es gab ein langes Verhör. Zum Schlusse sagte der Müller:

„Ich glaube, meine Sache steht noch dort, wo sie urspünglich stand. Daß ich nicht die Brücke abgebrochen, die Verschanzungen angeordnet, den Krieg gegen die Städtischen geführt, müßt selbst Ihr, gestrenger Herr, eingestehen. Der Bader, den man zu mir herübergeholt, kann Zeugniß ablegen, daß ich vier volle Tage lang im heftigen Fieber darniederlag."

„Das wissen wir," entgegnete der Schöffe. „Und doch habt Ihr das Alles mittelbar veranlaßt. In Eurem Hause wurde die Mißachtung der Obrigkeit, die Insubordination und Verachtung des Gesetzes großgezogen. Ja, ja, Müller, rollt nur die Augen! Ihr habt einen störrischen Geist, das ist im ganzen Lande bekannt, und wie der Herr ist, so erzieht er die Knechte. Ihr habt Euch schon seit den Jahren, da es sich um den

Verkauf Euerer Mühle handelt, als ein trotziger, ja als ein unbilliger Mann erwiesen."

„Ich unbillig?" fragte Reinbacher. „Keiner, ich darf es wohl sagen, hat eine höhere Meinung von Recht und Obrigkeit, als ich."

„Aber wenn Ihr davon sprecht, ist's immer, als meintet Ihr eine andere Obrigkeit, als die unsrige."

„Auch das ist nicht so," antwortete der Müller. „Hätte ich mich, ohne nur den Arm zu heben, freiwillig gestellt, wenn ich nicht den Glauben zu Euch, als zu gerechten Männern, gehabt hätte?"

„Daß Ihr Euch gestellt, oder vielmehr stellen wolltet, will wenig sagen," antwortete der Richter. „Ihr thatet es, da Ihr keine Wahl mehr hattet."

„Hoho," rief Reinbacher, empört, daß die Richter sein Verdienst schmälern wollten. „Ich traf meine Knechte, als ich mich von meinem Krankenlager erhob, noch fest entschlossen, mich und mein Haus zu vertheidigen; denn das ungerechte Loos, das ich vordem erfahren, hatte sie empört. Ich forderte sie auf, die Waffen niederzulegen; es war sogar Muth erforderlich, um

Denen, die den Kampf fortführen wollten, entgegenzutreten. Sie haben es mir mit Brandlegung gelohnt. Ihr sagt, Herr, mir sei keine andere Wahl geblieben. Wenn die drei Knechte davonkommen konnten, konnte ich's nicht auch?"

„Ei, ei!" sagte der Schöffe. „Wußtet Ihr davon? Habt Ihr gar ihre Flucht begünstigt? ihnen die Mittel geschafft? Sprecht die Wahrheit, denkt des Eides, den Ihr geschworen habt."

„Ich hab' die Flucht veranlaßt," sagte der Müller ruhig, mit stolz erhobenem Haupte; „denn ich kenne die Justiz und nicht Jeder ist gefaßt und geduldig wie ich."

Dies erste Verhör verschlimmerte den Stand der Sache; es blieb nicht das letzte. Wochen lang zog sich der Prozeß hin. Reinbacher blieb immer derselbe. Der Trotz auf seine That war eisern; der Gedanke, sich durch Lügen zu retten, erweckte in ihm einen schäumenden Zorn. Er sah ein schweres Ende heranrücken, ein so schweres, daß er es Anfangs für unmöglich gehalten hätte.

Der Winter ging hin, ein langer, harter Winter; endlich kam ein warmer, schöner, sonniger Frühling in's Land. Die Felder standen grün,

der Himmel war blau und hell; Reinbacher blickte durch das Gitter seines Fensters und sah die lichten Segel der Schiffe auf der Weser daher kommen, nahen und verschwinden — jedes wie eine falsche Hoffnung! Da stand er, der einst reiche, wohlangesehene, noch immer stolze Mann, gefangen im selben Schlosse mit Räubern, Dieben und Falschmünzern. Wie hätte er sich's je träumen lassen, so elend zu werden, als er jetzt war! Verarmung durch Feuer, Krieg, Beraubung, Noth, Krankheit hatte er, wie jeder Mensch, als Möglichkeiten im Leben erwarten können — aber kein solches Loos! Und was war seine Schuld gewesen? Seine Menschlichkeit ursprünglich, seine Empörung über Undank später, sein rasches Blut, jetzt seine Wahrhaftigkeit! Mehr Herzenskälte und wieder mehr Fügsamkeit und weniger Wahrheitsliebe hätten ihn gerettet. Barbarische Gesetzesparagraphen, todte Buchstaben gruben sein Grab.

Aber ihn kümmerte nichts mehr, ihm war, als ginge er sich selbst nichts mehr an. Er ließ sie schreiben, verhören, verhandeln, urtheilen und fragte nichts darnach. Hatte er doch Alles verloren. Das Leben war nichts für ihn. Hätte

man ihm die Freiheit geschenkt, dem Stolzen, Unbeugsamen, er wäre vermuthlich von irgend einer Klippe in den Strom gesprungen, sich zu ersäufen.

Das Einzige, was Reinbacher noch am Herzen zu liegen schien, war Wendelin's Loos. Er erkundigte sich täglich darnach. Man sagte ihm, daß die Wunde seines treuen Gesellen, so gefährlich sie auch durch mangelhafte Pflege in der ersten Zeit geworden war, doch nicht das Leben bedrohe, und bald vernahm er, daß Wendelin der Heilung nahe sei. Nun begann die Sorge um das Schicksal, das ihn vor Gericht erwartete. Reinbacher hörte, daß die Richter auf Wendelin's Jugend und seine exaltirte Liebe zu seinem Herrn Rücksicht nehmen würden, so daß ihm wahrscheinlich nur ein paar Jahre Kerker zugesprochen werden würden. Der Müller, als er dies hörte, zeigte zum ersten Male seit seiner Verhaftung ein etwas heitreres Gesicht.

An einem Tage im April wurde es auf Rehburg schon am frühen Morgen lebendig. Die Sonne war kaum aufgegangen, als sich bereits die Schöffen im Frohnhofe einstellten. Sie waren

mit ihrem Prozesse zu Ende gekommen; heute sollte dem Müller das Urtheil publicirt werden.

Man erwartete nur noch den churfürstlichen Commissarius, der zu der wichtigen Amtshandlung eigens von Hannover hergeschickt worden war.

Endlich kam er an, ein bejahrter Herr mit strengen Zügen, der von den versammelten Richtern mit großer Reverenz empfangen wurde.

„Ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren," begann der Commissarius, als er die Treppe hinaufging, „daß Sie Ihre Arbeit so rasch beendet haben. Die churfürstliche Regierung erkennt gar wohl die eigenthümlichen Schwierigkeiten, die der Gerichtshof in diesem Prozesse zu überwinden hatte."

„Der Prozeß des Müllers Reinbacher," erwiederte Einer der Rathsherren, „hat uns in der That vielfach in Athem erhalten. Man war um so mehr aufgefordert, die Sache genau zu untersuchen und nicht vorschnell abzusprechen, da sie eine ungewöhnliche und Aufsehen erregende war, und das Loos des Mannes in vielen Classen des Volks eine sonderbare Theilnahme erweckte. Wir wurden fast täglich gefragt: wie steht's? Was ist

entschieden worden? Die Meinung unter den der Gesetze Unkundigen war ebenso getheilt, wie ursprünglich im Gerichtshofe und allmählig erst hat sich eine einheitliche Ansicht darüber festgestellt."

„Nach meiner Ansicht," sprach der Regierungscommissarius, „ist die Sachlage klar. Nach dem Gesetze hat der Müller sein Leben verwirkt. Er hat damit angefangen, einen Maleficanten der verdienten Strafe zu entziehen, ihn erschlagen und, wie zum Hohne an den Ort, wo er die Strafe erlitten, zurückgebracht. Sein Knecht hat darauf noch weit Aergeres seinetwegen begonnen, und einen wahren Kriegszustand herbeigeführt, wodurch wir mehrere Leute verloren haben. Der Müller, die Ursache der Rebellion, hat den Tod wohl verdient. Indeß wissen wir, das er vorher als unbescholtener Mann lebte; er hat an seinem Vermögen großen Verlust erfahren, und an dem Aufruhr seiner Knechte keinen Theil genommen. Das Interesse für ihn ist groß. In Betracht alles Dessen, wird man ihm das freilich sehr schwere Urtheil, wie es gefällt ist, kund thun; andererseits bin ich überzeugt, daß unser hoher Landesherr Gnade für Recht ergehen lassen wird. Man wird

dem Reinbacher die Gefängnißhaft, den Verlust an Habe und seine Todesangst als genügende Strafe anrechnen und ihn auf dem Richtplatz par=doniren. So wird einerseits der Buchstabe des Gesetzes erfüllt, andererseits aber dem Urtheile der Menge gewillfahrt, die sich des Mannes lebhaft erbarmt."

Der gesammte Gerichtshof hatte diese Worte vernommen; das Wort des mächtigen und mit den Absichten des Landesfürsten vertrauten Man=nes beruhigte und befriedigte Alle. Sie hatten nicht ohne manches Bedenken ihren Richterspruch ge=fällt, und fühlten sich selbst von seiner Härte gedrückt.

Die sechs Schöffen nebst ihrem Vorsitzenden nahmen ihre Plätze im Halbkreise ein. Dem Re=gierungscommissarius war seitwärts ein Ehren=sitz eingeräumt. Der Amtsschreiber, vorn an seinem Tischlein, ergriff seine Feder, und es ward Ordre gegeben, den Müller vorzulassen. Er trat, von zwei Hellebardieren begleitet, ein, und ward bedeutet, auf dem Bänkchen Platz zu nehmen.

Der Müller Reinbacher war während seiner Haft stark grau geworden, hatte aber von der

Kraft und Würde seines Auftretens nichts verloren. Seine Augen gingen ruhig von einem Richter zum andern, ruhten eine Zeitlang auf dem ihm unbekannten Regierungscommissarius und blieben dann auf dem Gesichte des Vorsitzenden haften. In seinem braunen, festen, derben, wie aus Eichenholz geschnitzten Gesicht rührte sich keine Miene.

Im Herzen Des und Jenes unter den Richtern, so trocken und verknöchert sie auch sein mochten, regte sich aber bei dem Anblicke des hartgeprüftenMannes eine Theilnahme, und Der und Jener hätte ihm zurufen mögen: Behalte Muth, Reinbacher! Erschrick nicht allzu sehr über das, was Dir verkündet wird! Es ist ein Spiel, um Deinen störrischen, trotzigen Sinn zu brechen. Blicke nicht so, als ob Dich die Welt nichts mehr anginge — Du wirst ihr wieder angehören!"

Der Vorsitzende entrollte ein Papier, erhob sich von seinem Platze und las inmitten eines feierlichen Schweigens folgendes Urtheil:

„Weil Ihr, Inculpat Joseph Reinbacher, durch höchst freventliche, eigenmächtige Einmischung in die Pflege der Gerechtigkeit einen gerichteten Ma-

leficanten der ihm zur wohlverdienten Ahndung und allen Andern zum Exempel verhängten Todesstrafe zu entziehen Euch erfrecht, hierdurch Euch gegen göttliche und menschliche Ordnung auf das Schwerste vergangen, indem Ihr auf solche Weise Euch gegen die hohe Obrigkeit rebellisch aufzulehnen gewagt, da Ihr hernachmals denselben Maleficanten, über den Euch kein Recht zustand, selber und eigenmächtig vom Leben zum Tode gebracht, und gleichsam zu Schimpf und Hohn selbst wieder an seinen früheren Ort gehangen; da Ihr ferner, nachdem Euer Knecht Wendelin mit gewaltsamer Hand Euch befreit, mehrfacher, andauernder, freventlicher Rebellion Schuld und Ursache gewesen, und deren Anführern, statt zu ihrer Inhaftnahme und Bestrafung die Hand zu bieten, selber zur Flucht behilflich gewesen: so, aus allen diesen Gründen, habt Ihr das Leben verwirkt, und es wird die verdiente Strafe des Todes durch den Strang an Euch vollzogen werden. Bereitet Euch zu Euerem letzten Stündlein, und der Himmel sei Euerer Seele gnädig."

Der Vorsitzende war zu Ende; in Reinbacher's

Brust aber rief es wie mit einem gellenden Schrei: „Den Tod durch den Strang! Den Tod der Ehrlosen! Denselben Tod, den der Elende erlitt, der an Allem Schuld hat! Nicht einmal den Tod durch's Richtschwert gönnen mir die Erbarmungslosen!“

„Habt Ihr,“ fing der Vorsitzende, dem Gebrauche gemäß, wieder an, „noch ein letztes Wort an uns zu richten, so sei es Euch gegönnt.“

„Fasse Muth, Reinbacher, fasse Muth!“ wollte Der und Jener ihm zurufen. „Es ist eine Prüfung Deines harten, trotzigen Sinnes, bestehe sie und Du bist frei!“

Der Reinbacher aber erhob sich, blickte im Kreise umher und begann also:

„Wohledle, ehrenfeste und gestrenge Herren! Ihr habt mir den Spruch verkündet und mir gesagt, (seine Stimme stockte ein wenig), welches schmähliche Ende mich erwartet; erlaubt, daß ich Euch sage, wie ich die Sache ansehe. Wenn ich Euch gesagt haben werde, was meine Rechtfertigung vor mir selbst ist, werdet Ihr vielleicht mit Euerem Gewissen Zwiesprache halten; Euer Gewissen, das in einem absonderlich tiefen Schlummer

liegen muß, wird vielleicht sogar ein wenig aufgerüttelt werden.

„Zuvörderst wird mir vorgeworfen, daß ich mich freventlich in die Pflege der Gerechtigkeit gemischt und einen gerichteten Maleficanten der Todesstrafe entzogen habe. Ich frage Euer Gestrengen, wer, der auf dem Felde oder an der Straße ein verwundetes Thier, sei's nun ein Pferd oder einen Hund, gefunden, wird sich nicht dessen erbarmen? Wer suchte einen Ertrunkenen, so er ihn, von den Wellen ausgeworfen, am Ufer liegend, bewußtlos träfe, nicht wieder zum Leben zu bringen, wenn er Leben an ihm gewahr würde? So bin ich durch Zufall auf den gerichteten Kornergeorg gestoßen, und habe nur einer Pflicht als Christ, wie als Mensch, zu genügen geglaubt. Ihr meint, gestrenge Herren, ich hätte ihn Euch zurückbringen sollen. Aber er hatte ja seine Strafe ausgestanden, die man Keinem zweimal gibt, das Urtheil war an ihm vollzogen worden, und Ihr Herren kümmertet Euch nicht mehr um ihn. Ich wollte einen Menschen aus ihm machen. Es war eine Thorheit, ich sehe es jetzt ein; aber solche Strafe verdient es wohl nicht, daß man

die Menschen für besser gehalten, als sie sind. Als ich ihn niederschlug, weil sein Undank mich empörte, was hab' ich da gethan? Ich habe da nicht nur mein Eigenthum vertheidigt, mit dem er sich davon machen wollte, sondern auch mich meines Lebens gewehrt, da er, wie Ihr wisset, ein Messer im Gurte trug. Sollte ich warten, bis daß er sich auf's Pferd geschwungen habe, um mich über den Haufen zu reiten? Oder sollte ich ihn bitten, mir in die Stadt zu folgen und sich noch einmal hängen zu lassen? Auf das hin ergrifft Ihr mich, einen Mann, der in Ehren gelebt und Achtung genoß bei vielen Leuten, habt mich in einen Kerker gethan, Monate lang ohne Sonnenschein, bei Wasser und Brod, und mich wie einen gemeinen Maleficanten behandelt. Um mich dem Loose zu entziehen, das mir zugedacht war, und das Alle, denen ein Herz im Busen schlug, als ein unbilliges und ungerechtes verdammten, hat mein lieber, treuer Knecht Wendelin später seinen Arm erhoben. Er ist jetzt von Euch zum Verbrecher gestempelt und schmachtet im Verließ. Aber wisset, Ihr Herren, daß es Thaten gibt, die Euresgleichen Verbrechen nennen,

und die doch Heldenthaten sind, und ein hohes, herrliches, das Herz erweiterndes Gefühl zum Ursprung haben! Solche Thaten treten wie Engel mit einem feurigen Schwerte und flammenden Schilde in die kleinmüthige, enge, herzensdürre Welt herein, schrecken die Bösen und erfüllen die Guten mit erhabener Freude. Empörung nennt man das, aber es ist glorreich, solch ein Empörer zu sein, den Tod nicht zu scheuen und im Bewußtsein des höheren Rechts, das mit uns ist, selbst das Leben für einen Andern zu wagen."

Die Stimme Reinbacher's hatte sich immer voller und mächtiger erhoben, zuletzt dröhnte sie wie ein Donner daher. Da er inne hielt, wollte ihn der Vorsitzende unterbrechen, Der und Jener hätte ihn gerne gewarnt, er aber sagte:

„Lasset mich aussprechen, Herr, ja, schreibt, wenn Ihr wollt, Alles auf, was ich sage. Es möge nicht heißen, daß ich einen schändlichen Tod erlitten, ohne daß mir zuletzt ein Wort der Vertheidigung vergönnt gewesen. Ich hebe von da an, wo ich aufgehört habe.

„Als die Hand meines lieben Wendelin mich befreite, weigerte ich mich, meine Freiheit anzu-

nehmen und bat Diejenigen, die mich umstanden, sich nicht so großer Gefahr auszusetzen und mein eigenes Unglück zu vergrößern. Aber alle Menschen handeln nicht immer so, wie es am Klügsten wäre, um dem Schaden auszuweichen und ihr Leben zu wahren. Ihr Herren thut es vielleicht. Die Menge war erhitzt und wie berauscht und wollte meine mahnende Stimme nicht hören. Da erhielt ich einen Schuß in die Schulter, ich ward vor Blutverlust ohnmächtig und sah mich, als ich erwachte, wieder in meinem Hause. Nach Euerer Ansicht wäre es ziemlicher gewesen, wenn meine Knappen ihren verwundeten Herrn dem Gerichte ausgeliefert hätten; aber seht nur, die Burschen hätten das für eine Schandthat gehalten, ihr Gefühl sträubte sich dagegen, und den guten, thörichten Burschen erschien der Kampf gegen die Gewalt als etwas Ausführbares. Sie wollten mir Zeit verschaffen, von meiner Wunde zu genesen und zu entfliehen; Manche glaubten auch, sie könnten Euch mit bewaffneter Hand zum Frieden zwingen. Drei dieser Verblendeten habe ich gerettet, und wenn ich sehe, wie Ihr heute wider mich verfahrt, da kann ich mich nur freuen, daß

ich sie Euerer Justiz entzogen. Wohl muß ein Gesetz sein in dieser Welt, von Menschen geschrieben, aber es darf dem Gesetze, das wir, wofern wir nicht ganz verdorben und verhärtet sind, lebendig in uns tragen, nicht zu grell widersprechen. Ihr wisset nichts davon. Ihr richtet nach dem todten Buchstaben, schreibt und schreibt, und richtet endlich, ohne Herz, ohne Einsicht und ohne Gefühl des Menschlichen, so wie todte Maschinen. Glaubt, Ihr Herren, das wird nicht ewig so dauern. Eine Zeit wird kommen, wo man nicht mehr richten wird hinter düsteren Mauern, wo Niemand zugegen ist, als die Richter selbst, eine Zeit, wo man nicht mehr Geständnisse erpressen wird durch Qual der Tortur, eine Zeit, wo Leiter und Daumschrauben nichts mehr gelten werden und das Rad nicht mehr sein wird! Da werden die Menschen richten nach dem Gesetze, das in ihren Gemüthern lebendig lebt. Und nun, Ihr Herren, thut mit mir, was Ihr wollt. Ich, der durch Euch um Alles gebracht wurde, erbitte mir nichts von Euch. Ich wünsche, daß Jeder von Euch seiner Sterbestunde so ruhig entgegensehen möge, wie ich der meinigen."

Der Rede des Reinbachers folgte eine lange Pause. Nun wandte er sich kurz um und trat unter die Wachen.

Sein Schritt war kaum im Corridor verhallt, als der churfürstliche Commissarius sich zu dem Gerichtshofe wandte: „Meine Herren, was sagen Sie dazu?“

„Ein entsetzlicher Mensch!“ murmelte der Vorsitzende.

„An dem wahrlich,“ sagte der Commissarius, „wäre Gnade übel verschwendet. Es ist eine Wohlthat für's Allgemeine, wenn ein Mensch von solchen Grundsätzen umkommt! Man wird es bei dem gefällten Urtheil belassen!“

Diese Ansicht des Regierungscommissarius fand allgemeine Billigung, und es war von diesem Augenblicke an von Begnadigung keine Rede mehr.

XIV.

Reinbacher war in sein voriges Gefängniß zurückgebracht worden. Er setzte sich dort auf die Steinbank und blieb im Nachdenken verloren. Das

Mittagsmahl, das der Kerkermeister ihm brachte, ließ er unberührt.

Da öffnete sich die Thür abermals, eine Gerichtsperson trat ein und kündigte ihm an, daß er sich morgen mit dem Frühesten zu seinem letzten Gange bereit zu halten habe. Er nahm diese Eröffnung gefaßt entgegen, und erbat sich nur als letzte Gunst vor seinem Ende ein Wiedersehen mit Wendelin aus.

Dies Gesuch wurde ihm gewährt.

Eine Stunde später klirrte die Thüre; Wendelin trat ein, und stumm fielen Beide einander in die Arme. Beide weinten. Da sank Wendelin in's Knie, umschlang seinen Herrn inbrünstig mit beiden Armen und bat ihn um Verzeihung, daß er durch seinen Befreiungsversuch sein Loos verschlimmert habe, wie er denn überhaupt, vom ersten Tage her, an seinem Verhängnisse Schuld trage.

Der Müller, tief bewegt von so viel Liebe und Treue, bat ihn, zu schweigen. Er rief den Gefängnißwärter und trug ihm auf, eine Gerichtsperson zu holen, weil er sein Testament aufsetzen wolle.

Wendelin ward nicht müde, seinen Herrn zu sehen, seine Hände zu fassen und zu drücken, ihn zu beklagen, ihn zu beweinen. Er war der festen Hoffnung, daß die Herren vom obersten Gerichtshofe, ja der Landesherr selber, ein Einsehen haben und noch in der letzten Stunde das Urtheil mildern würden. Daß er selbst seine That, wenn auch nicht mit dem Leben, doch mit vielen Jahren Kerker zu büßen haben werde, schien er vergessen zu haben und war nur lebendig für das fremde Leid.

Reinbacher hörte ihn kaum, seine Seele war fern und schwärmte in vergangenen Jahren und anderen Orten, aber er betrachtete wehmüthig Wendelin's Gesicht.

„Armer Knabe!“ sagte er endlich, „Du sagtest einst: was hängt, laß hängen! Laß die Gerechtigkeit — o welch' ein Wort! — ihr Werk thun! Du gabst Anderen Lehren, und hieltest, Armer, sie selbst nicht! Warum ließest Du das Gesetz nicht an mir vollenden? Dich brachte Dein Herz zu Fall, wie mich das meinige!“

Er hielt inne, betrachtete lange die blassen, abgehärmten, aber noch immer schönen Züge des

jungen Menschen, und sagte dann: „Warum soll ich Dir's verhehlen? Warum schwieg ich so lange? Was schweig' ich noch jetzt, da Dich Deine eigene That mir so ähnlich macht? Wendelin, lieber Wendelin, mein Blut ist in Deinen Adern, Du bist mein Sohn!"

Da streckte Wendelin beide Hände vor, zaudernd, seinem alten Meister um den Hals zu fallen; dann sagte er tonlos, indeß alle Züge seines Gesichts von unsäglicher Bewegung, einem Gemisch von Freude, Trauer und Schmerz sprachen:

„Ihr, Meister, mein Vater?"

„Ja, Dein Vater, Wendelin, Dein alter Vater! Warum ließ eine thörichte Scheu vor den Menschen mich schweigen, indeß mein Herz so laut für Dich sprach und ich Dich so innig liebte? Ja, Dein Vater bin ich! Komm her, komm an mein Herz!"

Die Nacht war da, sie verging in Gesprächen. Reinbacher erzählte Wendelin von seiner Mutter. Dieser hörte tief bewegt, bald erblassend, bald erröthend zu.

Mit den herbeigerufenen Gerichtspersonen ward das Testament aufgesetzt, das Wendelin zum allei-

nigen Erben Dessen ernannte, was der Müller noch besaß.

Der Morgen traf den Reinbacher wieder in seiner düsteren Fassung. Nach einem kurzen Rausche des Gefühls, der Erinnerung, der Hoffnung, war er wieder der starrenden Wirklichkeit gegenüber erwacht. Sein eiserner Trotz gegen einen furchtbaren Weltlauf stand wieder aufrecht.

Man holte ihn zum letzten Gange ab — er war bereit. Auf dem Wagen ermahnte ihn der Geistliche zur Buße und sagte: er möge bedenken, daß er bald vor seinem Gotte Rechenschaft abzulegen haben werde."

Der Müller, der den ganzen Weg hindurch stumm dagesessen und zu Boden geblickt hatte, antwortete:

„Das ist nicht möglich, daß Gott von alle dem was weiß. Er könnte es nicht zulassen."

Der Geistliche erschrak über diese Worte, und machte alle Anstrengungen, ihn zur Reue zu bewegen.

Reinbacher gab keine Antwort. Alles Drängen war vergebens. Oben auf dem Galgenhügel, schon vom Henker angefaßt, sagte er zum Geist-

lichen, dessen eindringliche Vorstellungen noch immer nicht aufhörten:

„Laßt mich, hochwürdiger Herr! Der fühlt sich nicht schuldig, der so leicht sterben kann. Leicht ist mir, wenn ich denke, daß ich so schnell aus der Welt fortkomme, so schnell! gleich! Ich wüßte nicht, was ich noch im Leben, wenn ich jetzt frei wäre, anfangen sollte!“

Einige Minuten später hing der Müller Reinbacher an demselben Galgen, von dem er vor einem Jahre den Kornergeorg abgeschnitten hatte.

Das war das Ende eines starken, guten, redlichen Mannes. Wendelin ward nach drei Jahren haftfrei und erbte die Mühle. Aber er starb frühe und kinderlos.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von E. E. Elbert in Leipzig.

In demselben Verlage und von demselben Verfasser erschien ferner:

Neuer Adel.

3 Bände. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.

Zur Ehre Gottes!

Eine Jesuitengeschichte.

2 Bände. $1^1/_5$ Thlr.

Die Sansara.

3. Aufl. T. A. 4 Bde. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Sansara.

3. Aufl. 8.-Ausg. 4 Bde. 3 Thlr. 20 Ngr.

Am Stein.

Ein Skizzenbuch von Traunsee. 1 Thlr.

Durch Sardinien.

Bilder von Festland und Insel. 1 Thlr.

Zwischen Fürst und Volk.

Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried.

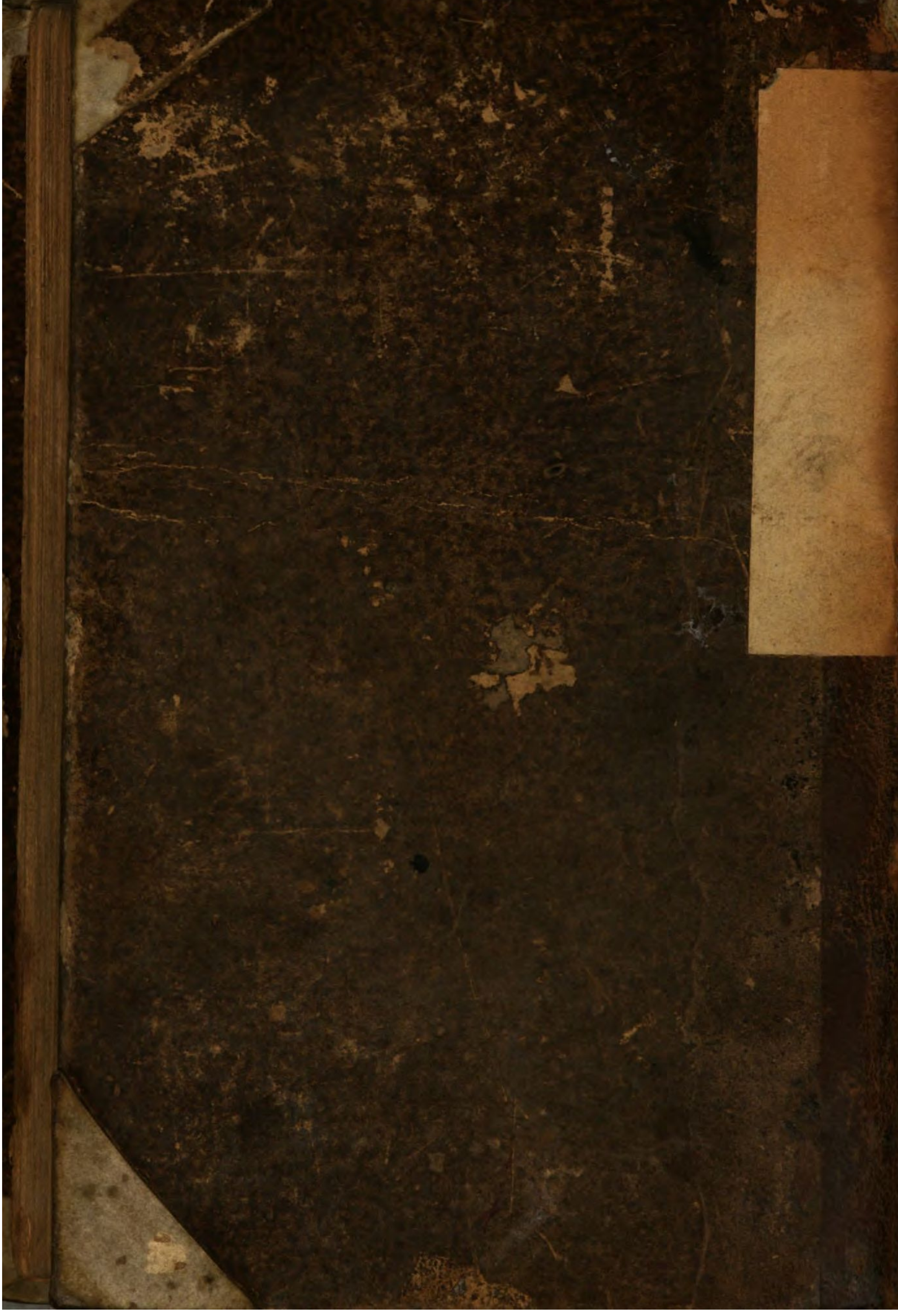
2. Aufl. 3 Bde. Preis 3 Thlr.

Charaktermasken.

3 Bde. Preis 4 Thlr.

Dichtungen.

2 Bde. 1 Thlr. 15 Ngr.



BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, Alfred <<von>>,

Novellen von Alfred Meissner

Bd.: 1

Leipzig 1865

P.o.germ. 1934 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127141-0